

Karl-Heinz Strehlke

Meine Schulzeit im Dritten Reich



Mit einem Anhang von Rose Scholl:
Nationalsozialistische Schulerziehung in Garbsen



Schriftenreihe zur Stadtgeschichte, Heft 2

Karl-Heinz Strehlke

Meine Schulzeit im Dritten Reich

Mit einem Anhang von Rose Scholl:
Nationalsozialistische Schulerziehung in Garbsen

Garbsen 1992



Schriftenreihe zur Stadtgeschichte, Heft 2

Redaktion: Rose Scholl, Stadtarchiv Garbsen

Die Verantwortung für Haupttext und Fotoauswahl liegt beim Autor.

Besonderer Dank an die Riedel-de Haen AG, Seelze,
für die Abdruckgenehmigung von Abb. 1

 **Stadt** Kultur- und Sportamt
Garbsen – Stadtarchiv –
3008 Garbsen 4

ISSN 0940-0974

Gesamtherstellung: Ernst Knoth, Melle

Gedruckt auf chlorfreiem Papier.

Meine Schulzeit im Dritten Reich

I.

Ostern 1931 wurde ich in Seelze eingeschult. Nach der Grundschulzeit besuchte ich am gleichen Ort im selben Gebäude die sogenannte «Gehobene Abteilung» und im Anschluß daran die Höltysschule in Wunstorf bis zu meiner Einberufung am 01. Juni 1942.

Bis 1937 wohnte ich in Seelze, danach in Garbsen.

Je mehr ich mich in diesen Wochen erinnere, desto näher rückt die Zeit mit den Ereignissen im Dritten Reich, obgleich sie sich doch mit jedem Tag weiter entfernt. Dabei muß ich feststellen, daß ich schon etliche Details aus jener Zeit vergessen habe. Oder habe ich als Betroffener den bequemsten Weg gewählt, einfach zu verdrängen, damit lästige Erinnerungen gar nicht aufkommen können?

Geschichte ist Vergegenwärtigung der Vergangenheit, das Gegenteil von Vergänglichkeit. Ich kann das ferne Land der Vergangenheit nicht mehr betreten. Ein Bild kann ich mir von ihr entwerfen. Andere machen sich ein anderes Bild. Zwischen den Bildern wird es Übereinstimmungen geben, aber auch Unterschiede. Daher müssen wir uns hüten, unsere persönlichen Erfahrungen vor der Haustür voreilig zu verallgemeinern.

Meine Erinnerungen sind nicht frei von Eigensinn. Es muß damit gerechnet werden, daß nach einem zeitlichen Abstand von mehr als fünfzig Jahren die Ereignisse dem Betrachter verschönt und verklärt erscheinen. Dennoch benötigen wir die Erinnerungen von Zeitzeugen, um uns ein Bild machen zu können. Nach Enzensberger ist die Geschichte der Völker geschrieben, die der Leute noch nicht.

Diejenigen mögen ihre Scheu ablegen, wenn sie etwas zu berichten haben. Wer seine Vergangenheit verleugnen will, der fühlt sich ihr entweder nicht gewachsen oder von ihr verfolgt.

II.

Das Foto von meinem ersten Schultag mit der Zuckertüte gibt es nicht. Wie es eben Anfang der dreißiger Jahre den Fotoapparat in Privatbesitz im allgemeinen nicht gab. Daher besitzen Fotos, die meine Erinnerung stützen können, einen Seltenheitswert.

Es gibt aber keinen Zweifel darüber, daß uns August Behrens als Klassenlehrer vier Jahre lang während der Grundschulzeit fest im Griff hatte. *«Wenn Du nicht aufpaßt, dann setze ich Dich auf meine Hand»*, mit diesen Worten näherte er sich demonstrativ einem Fenster im Klassenraum, *«öffne das Fenster und drehe die Hand um»*. In unserer Phantasie malten wir uns qualvoll aus, wie ein Sturz aus dem ersten Stock ausgehen könnte.

Ich sehe noch deutlich, wie sich Gerhard Nehring und Georg Strohbach mit schmerzverzerrtem Gesicht ihren Plätzen wieder näherten, wenn sie eine Tracht Prügel bezogen hatten. Da sie mit der Rechtschreibung, obgleich sie schon zweimal die Klasse wiederholt hatten, auf Kriegsfuß standen, ereignete sich diese Prozedur in jeder Woche immer wieder aufs neue. Aus diesem Lernprozeß gab es kein Entrinnen. Ich kann mich nicht erinnern, daß August Behrens wegen Krankheit einmal seinen Dienst versäumen mußte. Als seine Frau verstorben war, hat uns ein Mädchen aus der 8. Klasse aus *Robinson Crusoe* vorgelesen. Es blieb wie immer mucksmäuschenstill in der Klasse.

Die großen Pausen kamen mir wie eine Erlösung vor. Im Sommer standen wir Schlange vor der Trinkanlage auf dem Schulhof. Wenn man einen Griff nach unten drückte, stieg eine dünne Fontäne auf, die mehr oder weniger geschickt mit dem Mund aufgenommen wurde.

Meine Mutter hatte mich aus Sorge um mein körperliches Wohlergehen nach Rücksprache mit Dr. Bernis dazu verdammt, an der Schulspeisung teilzunehmen. Dort unten im Kellergeschoß roch es unerträglich nach Firnisöl, Schweiß und dem Suppenggericht, das täglich wechselte. Frau Hoffmann konnte kochen, was sie wollte. Bis auf die Schokoladen- und Puddingsuppe habe ich nur mit Widerwillen gegessen. Erst Jahre später habe ich meinen Widerstand gegen Erbsensuppe aufgegeben.

An einem Montag betrat August Behrens mit freudiger Miene den Klassenraum. Es muß 1932 nach einer Wahl gewesen sein. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, uns in der ersten Stunde mit Kopfrechnen einzuheizen, kam er auf die Wahl vom Sonntag zu sprechen. Die NSDAP mußte wohl bei einer Reichstagswahl Stimmen hinzugewonnen haben. *«Was ist euch gestern aufgefallen?»* So ähnlich leitete er zum Thema über. Verschiedene Schüler berichteten. Auch ich meldete mich zu Wort: *«Herr Behrens, bei uns war ein Plakat an die Rinne geklebt. Darauf konnte man lesen: »Große Klappe, wenig Geist, das Ganze Adolf Hitler heißt».* Er verzog das Gesicht ein wenig und schwieg.

Bei uns – das war in einer Arbeitersiedlung nahe der Firma Riedel de Haen. Dort standen 24 Häuser mit je vier Wohnungen an einem Kohlaschenweg. Die Wohnsiedlung, im Volksmund auch Kolonie genannt, war eine sozialdemokratische Hochburg. Von den 96 Familien zeigten bei Wahlen die weitaus meisten Fahnen mit den Farben schwarz-rot-gold oder mit den drei Pfeilen auf rotem Grund. Nur wenige waren mit Hammer und Sichel zu sehen. Von zwei Familien war bekannt, daß sie sich der Nazibewegung angeschlossen hatten.

1932 wurde die Bevölkerung fünfmal an die Wahlurne gerufen, so daß eigentlich dauernd Wahlkampfstimmung herrschte. Verdächtigungen und Beleidigungen des politischen Gegners wurden kaum noch zur Kenntnis genommen. Das



Abb. 1: Die Kolonie wurde um 1900 für Werksangehörige der Firma Riedel de Haen erbaut, später in De Haen-Straße umbenannt und in den 70er und 80er Jahren in Etappen abgerissen.

gegenseitige Überstreichen von politischen Parolen war an der Tagesordnung. So konnten wir fast an jedem Morgen an der Fabrikplanke der Firma Riedel de Haen eine neue Parole bewundern, während eine andere unkenntlich gemacht war. Der Wahlkampf ortete aber auch in Gewalttätigkeiten aus, die keineswegs nur mit Fäusten, vielmehr mit Schlagringen, Stahlruten und feststehenden Messern ausgetragen wurden.

An einem Sonntagnachmittag wurden wir aus unserer Gartendylle durch auffällige Geräusche aufgeschreckt. Wir konnten miterleben, wie auf der Straße vor der Laubenkolonie eine handfeste Schlägerei im Gange war. Eine Gruppe uniformierter Reichsbannerleute auf Fahrrädern wurde aus dem nahegelegenen Kasino, das Speisewirtschaft für Werksangehörige und auch Stammlokal für Nazianhänger war, beschimpft und beworfen. Temmings große gefleckte Dogge stürzte

laut kläffend auf die Männer zu, die inzwischen abgestiegen waren. Pflastersteine und Flaschen flogen hin und her. Die Tötlichkeiten endeten erst, als sich die Angreifer über die breite Freitreppe wieder ins Lokal zurückzogen.

Da man sich an solche Vorkommnisse längst gewöhnt hatte, stellte sich in den Gärten alsbald wieder Sonntagsstimmung ein, als wäre nichts gewesen.

Mein Vater hatte oben auf dem Küchenschrank einen Gummiknüppel bereit gelegt, der aus einem Bündel starker Drähte bestand, die mit einem Gummischlauch überzogen waren. Der obere Teil war zu einem Griff gebogen. Die SA hatte nur einmal versucht, durch die Kolonie zu marschieren und holte sich eine handfeste Abfuhr. Noch war diese Bastion uneinnehmbar.

III.

Damals wohnte man noch ganz streng nach seinem sozialen Status. Die werkseigenen Wohnquartiere für die Mitarbeiter der chemischen Fabrik waren nach diesem Strickmuster errichtet. In der Kolonie wohnten die Arbeiter und Facharbeiter, in den sogenannten Beamtenhäusern, ebenfalls in einem Siedlungscharakter erbaut, die Angestellten und Werkmeister, während die leitenden Angestellten in Einzelhäusern, die sich in der gehobenen Bausubstanz von den anderen Quartieren deutlich abhoben, zu Hause waren.

Es gab Zeiten, da spielten wir aus der Kolonie gegen die Jungen aus den «Beamtenhäusern» Fußball. Um den Sieg wurde verbissen gekämpft. Eine Niederlage ging uns an die Ehre, weil da sicherlich auch die sozialen Spannungen mit hineinspielten. Der Verlierer hat immer gleich ein Revanchespiel gefordert. Wer sich dem nicht stellte, wurde als Feigling titulierte. Es gab aber auch Zeiten, da wurden die Auseinandersetzungen äußerst handgreiflich geführt. Der Kriegsschauplatz war das Gebiet der Alten Leine zwischen dem Fabrikgelände von Riedel und dem Mittellandkanal. Insgesamt überwog aber doch die friedliche Epoche mit sportlichen Aktivitäten.

Weit geruhsamer ging es zu, wenn wir auf dem Marktplatz stundenlang den Pindop schlugen oder uns in einem Geschicklichkeitsspiel gegenseitig die türkischen Bohnen abloteten. Dabei waren die bunten Bahnen, nämlich die «Kaiser» besonders begehrt.

Derweil erprobten die Mädchen ihre Geschicklichkeit mit dem Ball, der sogenannten «Ballprobe». Dabei wurde der Ball mit der flachen Hand, mit der Faust, mit dem Unterarm, dem Oberarm, der Schulter, der Brust, dem Kopf und dem Knie so oft wie möglich an die Hauswand gedippt, ohne daß er auf den Boden fiel. Die Reihenfolge der in Aktion tretenden Körperteile wechselte und wurde als Spielregel genau festgelegt. Manche Mädchen erhöhten den Schwierigkeitsgrad noch, indem sie sich bei dieser Prozedur um die eigene Achse drehten. Die Mitspiele-

rinnen paßten genau auf und zählten mit, um die Siegerin zu ermitteln.

An diese Spiele muß ich oft zurückdenken; denn wieviel Zeit und Mühe muß die Sportlehrergeneration von heute aufwenden, damit die Schülerinnen lernen, ganz einfach nur mit zwei Händen einen Ball zu fangen.

Vier Jahre mußten meine Eltern mit mir in einem Zimmer bei meiner Großmutter in der Kolonie ausharren, bis sie endlich dort eine eigene Wohnung beziehen konnten. Die Räume unter dem Dach waren klein. In den Schlafräumen für mich und meine Eltern gab es nur jeweils ein kleines Dachfenster. Wenn man sich nicht auf einen Stuhl stellte, konnte man nur den Himmel sehen. Gleich vom Treppenhaus aus erschlossen drei Türen den Wohnbereich. Bei Strehlkes gab es in der Küche einen Herd und im Wohnzimmer einen Kohleofen. Das war noch die gute alte Stube, die nur an besonderen Feiertagen benutzt wurde. Die anderen Räume waren nicht zu beheizen. Es war keine Seltenheit, daß im Winter das Wasser im Waschgeschirr gefror. In der Küche standen auf dem Wasserschrank zwei Eimer für Trinkwasser und in der Ecke der für Schmutzwasser. Das eine mußte bei Bedarf von der Pumpe auf der Straße nach oben getragen werden, das andere wurde unten ausgeschüttet, so daß es irgendwo versickerte. Im Winter wurden die Pumpen in Stroh eingepackt und waren bei strenger Kälte nur zu bestimmten Zeiten zu benutzen.

In einem besonderen Gebäude befand sich für jede Mietpartei ein Stall mit Plumpsklosett. Für jeweils zwei Mietparteien stand zur gemeinsamen Nutzung eine Waschküche mit einem eingemauerten Waschkessel zur Verfügung. Hinter diesem Gebäude konnte jede Mietpartei eine schmale Gartenparzelle nutzen, auf der in den meisten Fällen eine Laube, ein Hühnerstall oder ein Holzschuppen errichtet waren.

Über unserer Wohnung hielt mein Vater auf dem Hausboden Brieftauben, durch deren Gurren vor allem im Sommer die Hausbewohner sehr früh geweckt wurden, leider auch am Sonntagmorgen. Aber Beschwerden von Mitbewohnern habe ich nicht in Erinnerung. Über Nachbarschaftshilfe wurden keine Worte verloren, sie wurde aber täglich vielfältig praktiziert.

Diese Wohnungen waren in ihrer Funktion den Bewohnern auf den Leib geschneidert. Sie waren Eigentum der Firma, die eine günstige Miete festgelegt hatte. Sie betrug monatlich 15 Reichsmark. Nebenabgaben entstanden kaum, von Stromkosten abgesehen. Mit dem Mietverhältnis verbunden war so etwas wie eine Arbeitsplatzgarantie, die im Zeichen der Massenarbeitslosigkeit von über 6 Mio. im Jahre 1932 von unschätzbarem Wert war. Familienväter und Witwen hatten ihren Arbeitsplatz, junge Leute dagegen waren vor 1933 überwiegend arbeitslos.

Ich sehe sie noch vor mir, wie sie durch die Straße um die Wette rannten. Es ging um einen halben

Liter Bier für 28 Pfennig oder eine Schachtel Zigaretten für 20 Pfennig. Oft waren sie auch damit beschäftigt, zwischen dem Werksgelände und der Kolonie einen Sportplatz zu bauen. Nach Fertigstellung wurde dort nach Herzenslust gebolzt, jeder in seiner normalen Alltagskleidung, mit Straßenschuhen, manchmal sogar mit Lackschuhen oder gar barfuß. Wenn die Säureschwaden aus dem nahe liegenden Flußsäurebetrieb mit dem meist vorherrschenden Westwind Richtung Kolonie getrieben wurden, mußten wir eine Verschnaufpause einlegen, bis wir weiterspielen konnten. Die Fenster in den Häusern waren davon blaugrün angelautet. Damit hatte sich jeder abgefunden. Der Umweltschutz war kein Thema.

Als besonderen Glanzpunkt empfanden wir es, wenn Karl Simoni mit dem Fahrrad auftauchte und unsere Bolzereien auf dem in Eigenleistung erstellten Platz nahe der Kolonie unterbrach. Er war damals bei Arminia Hannover als Torwart in der höchsten Spielklasse in aller Munde, und wir waren seine Bewunderer. Es war die Zeit, als er bei seinem Verein und beim Regime noch nicht in Ungnade gefallen war.

Er stellte sich im Straßenanzug einfach ins Tor, rollte uns die Bälle immer wieder schußgerecht vor die Füße und motivierte uns noch zusätzlich mit den Worten: *«Wer ein Tor schießt, bekommt von mir Schokolade!»* Und die gehörte für uns nicht zu den täglichen Naschereien. Hochmotiviert schossen wir aus kurzer Distanz, aber nur selten waren wir erfolgreich und kamen in den

Genuß der ausgesetzten Prämie, einer kleinen Tafel Schokolade der Marke Trumpf, die damals nur 10 Rpf. kostete, aber trotzdem für die meisten unerschwinglich blieb. Genau so plötzlich wie er gekommen war, verschwand er wieder.

IV.

Da waren die täglichen Gewalttaten gleich vor der Haustür, die Handgreiflichkeiten bei Wahlveranstaltungen auf dem Gebhardschen Saale und die persönliche Sorge um den Arbeitsplatz Themen von einem ganz anderen Kaliber. Das politische Geschehen auf höherer Ebene heizte den Kessel zusätzlich noch an. Ich weiß noch, wie sich die Kolonisten über Namen wie General Schleicher und von Papen erregten.

Die Parteien, die die Weimarer Republik unterstützten, hatten seit Jahren keine Mehrheit mehr gefunden, ihre Gegner auch nicht. Der Reichspräsident von Hindenburg konnte kraft seines Amtes Reichskanzler einsetzen und wieder entlassen. Von diesem Recht machte er auch Gebrauch. Meine Eltern hatten diesen Reichspräsidenten auch gewählt, weil die anderen Kandidaten für dieses Amt – nämlich Hitler und Thälmann – das noch größere Übel waren. Die einzige Beständigkeit in der Politik war ihre Unbeständigkeit. Über allem lagerte eine Atmosphäre der Ausweglosigkeit, die uns Kindern nicht verborgen blieb. Und plötzlich war Hitler fast über Nacht zum Reichskanzler ernannt worden. So enttäuschend das

auch für meine Eltern war, hatten sie doch nach den Erfahrungen der letzten Jahre die Gewißheit, daß dieser Spuk schnell wieder vorübergehen würde.

In der Schule blieb das meiste beim alten. Militärisch streng ging es schon immer beim Aufstellen nach der Pause zu. Der Einmarsch der Schülermassen durch das hölzerne Schulportal erfolgte erst, wenn Ruhe eingekehrt war. Einige Backpfeifen wirkten Wunder. August Behrens erschien hin und wieder an besonderen Feiertagen in Uniform, der Hausmeister Mühlich trug sie häufiger. Schließlich wollte er – einmal von einer SPD-Mehrheit im Gemeinderat eingestellt – seinen attraktiven Posten nicht aufs Spiel setzen. Besondere Veränderungen im Lehrkörper sind mir nicht in Erinnerung. Die Techniken des Lesens, Schreibens und Rechnens boten kaum Anlaß zu politischen Beeinflussungen.

Einige Dinge veränderten sich erheblich. Am 1. Mai 1933 traten alle Werktätigen ohne Ausnahme auf der Straße vor der Firma an. Ein imposantes Bild, das ich noch in Erinnerung habe. Leitende Angestellte und einfache Chemiewerker in einer Front, der deutschen Arbeitsfront. Dem gegenüber wirkten die Fußmärsche am 1. Mai vor der Machtübernahme von Seelze in die Garbsener Schweiz, an denen ich mit meinen Eltern regelmäßig teilgenommen hatte, wie bescheidene Familienausflüge. Unterwegs wurden wir nur mitleidig belächelt und mit spöttischen Blicken verfolgt. Im übrigen vollzog sich die Veränderung 1933 merk-

würdig lautlos. Walter Blinzler stand zwar oft in der Kolonie hinten im Garten und übte auf seiner Trommel für den Spielmannszug des Jungvolks zackige Märsche.

Eines Tages marschierten wir zur Probe mit. Es war ein kalter Dezembertag. Kurt Temming, ein verdienter Kämpfer der NSDAP, war verstorben. Aus diesem Anlaß wurden alle Gliederungen der Partei zur Teilnahme an der Beisetzungsfeier aufgeboden, auch das Jungvolk.

Es machte Eindruck, vor allem auf uns selbst, wie wir mit klingendem Spiel durch die Straßen zogen. Von dem Geschehen auf dem Friedhof selbst habe ich keine Erinnerung mehr. Ich weiß aber noch genau, wie wir hinterher im Kasino der Firma Riedel de Haen, das seit Jahren an die Familie Temming verpachtet war, mit Kuchen und Kakao bewirtet wurden. Ich war dabei, wie all die anderen auch. Wir marschierten und sangen: *Die blauen Dragoner, sie reiten ...* oder *Halli, hallo wir fahren, wir fahren in die Welt ...* – vorerst nur mit Heinrich dem Löwen auf dem Mittel-landkanal zur Porta Westfalica. – Beim Recherchieren bin ich in diesen Tagen bei einem Bekannten auf ein Foto gestoßen, auf dem ich in Pimpfenuniform durch Seelze marschiere. Deutlich kann man erkennen, daß wir um den linken Arm einen Trauerflor tragen. Auf der Rückseite ist vermerkt: *Marsch des Jungvolks durch Seelze anläßlich des Todes des Reichspräsidenten von Hindenburg*. Ich habe natürlich irgendwann gelernt, daß Hindenburg am 02. August 1934 ge-



Abb. 2: Jungvolk mit Trauerflor auf dem Marsch durch Seelze anläßlich des Todes des Reichspräsidenten von Hindenburg

storben ist. Für mich erstaunlich, daß ich mich nicht mehr erinnern kann, aus diesem Anlaß an einer Trauerfeier teilgenommen zu haben.

Die Erinnerungen an meine Jungvolkzeit sind blaß geblieben. Habe ich sie verdrängt? Wohl kaum! Wesentliches hat sich in den zwei Stunden pro Woche nicht ereignet. Die Aktivitäten in Uniform waren ebenfalls eine zeitlich sehr begrenzte Variante unserer sonst üblichen Spiele.

Meine Phantasieräume waren Geschichten über den wilden Westen. Es gab herrliche Möglichkeiten, sie am Kanal, in der Alten Leine oder in der Leinemarsch im Spiel nachzuvollziehen. In dieser Phase identifizierten wir uns mal mit Texas Jack, ein anderes mal mit Sitting Bull. Damals las ich alles, was mir vor die Augen kam: Deutsche Heldensagen, den *Lederstrumpf*, aber auch Schmö-

ker wie *Buffalo Bill*, *Tom Shark*, *Rolf Tarring* und *Jörn Farrow*. Wir sammelten mit einer Leidenschaft Zigarettenbilder, die nach der Machtübernahme immer mehr ein Abbild der nationalen Erhebung wurden: Bilder aus deutscher Geschichte, über unsere Wehrmacht oder unsere Kolonien. Doch meistens waren wir unterwegs: an der Leine auf Wasserhuhnjagd, mit Flößen auf überschwemmten Leinewiesen, auf brüchigen Eisschollen auf dem Kanal, auf schmalen Brückenträgern über der Leine. Nichts war vor unserem Entdeckerdrang sicher. Unerschöpflich waren wir im Erfinden neuer Spiele, die uns ganz gefangen nahmen und nicht ungefährlich waren.

Eines Tages standen wir an der Leine hinter der alten Kläranlage. Heinz (genannt Moppi) Rassau hatte einen Trommelrevolver für Schreckschußpatronen von 4,5 mm auf 6 mm aufgebohrt, damit wir scharfe Munition verwenden konnten. Dann peitschte der erste Schuß aus dem Lauf. Wir waren unendlich stolz.

Was wir hier täglich erlebten, waren Ernstsituationen; der Heimabend beim Jungvolk war dagegen eine fade Spielerei und langweilig außerdem. Jeder Junge braucht seine Selbstbestätigung. Manche konnten sie nicht in der Schule finden, sondern suchten sie im außerschulischen Bereich. Einige fanden sie daher auch bei der Hitlerjugend. Unsere echten Bewährungsproben erlebten wir ganz privat rings um unser Wohnquartier herum.

Die Eisdecke auf dem Kanal hielt wieder. Wir suchten uns auf der mit hochstehenden Schollen übersäten Eisfläche die glatten Stellen zum Schurren. Dabei hatte ich nicht bedacht, daß ein schmaler Streifen entlang der Brücke auf beiden Seiten nur von einer dünnen Eisschicht bedeckt war. In diesem Bereich wurde die Eisdecke regelmäßig aufgehackt, um den Druck des Eises auf die Brücke zu verhindern.

Ehe ich mich versah, brach ich ein und rutschte bis zum Hals ins Wasser. Instinktiv breitete ich die Arme aus. Da das Eis daneben hielt, war ich blitzschnell wieder draußen und rannte nach Hause. Es war bitterkalt, so daß mir das Zeug am Leibe gefror. Leise schlich ich mich in die warme Küche und versuchte, mein Mißgeschick zu vertuschen. Doch alsbald taute mein Zeug wieder auf, und ein Rinnsal brachte alles ans Tageslicht. Nachdem mich meine Mutter in einer Wanne heiß abgewaschen hatte, mußte ich die üblichen Vorhaltungen über mich ergehen lassen und wurde ins Bett geschickt. Schließlich war Horst Wetzel aus der Kolonie beim Spielen im Kanal ertrunken. Sein Schicksal habe ich mir von meiner Mutter oft anhören müssen.

Am anderen Morgen stand ich in der Schule im Mittelpunkt des Interesses meiner Mitschüler, nachdem sich mein Erlebnis wie ein Lauffeuer ausgebreitet hatte. Bereitwillig gab ich Auskunft. Es tat mir ordentlich gut, von den anderen bewundert zu werden. In Wirklichkeit hatte ich vor Schreck von dem kalten Wasser kaum etwas

gespürt. Selbst August Behrens erkundigte sich genau und erzählte uns die Geschichte vom «*Büblein auf dem Eise*». Ich kann mich noch deutlich an seinen erhobenen Zeigefinger erinnern.

V.

Das Dritte Reich, von Anfang an als tausendjährig propagiert, kam langsam in die Jahre. Der Volkswille erschien schon bald nach der Machtübernahme nicht mehr, und die *Niedersächsische Tageszeitung* haben meine Eltern nie abonniert. Auch der Gummiknüppel meines Vaters war eines Tages vom Kleiderschrank verschwunden. Da wir keinen Volksempfänger besaßen, erreichte uns die Propaganda nicht so massiv. Am Sonntagmorgen lauschten meine Eltern dem Hafenkonzert, das aus der Nachbarwohnung zu uns herüberklang. Die Schlafzimmer grenzten aneinander. Mit Reinhold Schmidt war nämlich vereinbart worden, sein Gerät lauter zu stellen, damit meine Eltern mithören konnten.

Man ließ das Regime sich gebärden und zog sich ins Private zurück. Wenn die Welt da draußen zudringlich wurde, gab es Spielraum genug, um auszuweichen. Im übrigen ist mein Vater nie bedrängt worden, Mitglied in der NSDAP oder in einer ihrer Gliederungen zu werden. Betroffen waren in erster Linie die aktiven Parteigenossen und die Opfer. Da die meisten Bürger im allgemeinen keine Widerstandskämpfer waren, sondern sich anpaßten, waren sie auch nicht emp-

findlich betroffen. An bestimmte Rituale hatte man sich gewöhnt. Irgendwann wurde immer eine Fahne gehißt oder ein Bauwerk eingeweiht. Deutschland glich einer Arena der dauernden Massenaufmärsche, einer Volksfeststimmung ohne Ende. Der rechte Arm war trainiert, so lange beim deutschen Gruß in ausgestreckter Haltung auszuharren, bis sowohl das *Horst-Wessel-Lied* als auch das *Deutschlandlied* endlich heruntergesungen waren.

So schlimm konnte das Regime doch gar nicht sein. Schräg uns gegenüber wohnte Familie Brandts, die mit ihren sechs Kindern vom Winterhilfswerk unterstützt wurde. Schließlich war Herr Brandts bis 1933 als aktives Mitglied der SPD tätig gewesen. Seine Frau erhielt das Ehrenkreuz der deutschen Mutter, das sie zwar nicht mit Begeisterung angenommen, aber auch nicht abgelehnt hat. Und eines Tages wurde Herr Brandts sogar auserlesen, auf einem KdF-Schiff kostenlos eine Fahrt nach Madeira anzutreten.

Die Wohltaten des Regimes verschonten selbst seine ehemaligen Gegner nicht. Kann man sich auf Dauer gegen einen Staat wehren, wenn es seinen Bürgern wirtschaftlich besser geht? Die Gummiknüppelzeit geriet schnell in Vergessenheit, als die Zahl der Arbeitslosen merklich zurückging.

Noch kurz vor oder nach der Machtübernahme hatte mein Onkel sich besonders auffällig umgedreht, als eine SA-Kolonie über den Kreuzweg in

Seelze marschierte. Er hatte damit in einer herausfordernden Weise der mitgeführten Fahne den Gruß verweigert.

Ein Kommando ertönte, ein Schlägertrupp löste sich aus dem Marschblock. Mein Onkel konnte sich in einen nahe gelegenen Hausflur retten, rannte die Treppe nach oben und wurde vom Zahnarzt Redecker in dessen Wohnung versteckt. So entging er mit knapper Not einer Tracht Prügel. Sicher war nicht, ob es damit abgegangen wäre.

Schon einige Wochen später trat er 20-jährig als einziger in der Verwandtschaft in die SA ein, weil er sich davon einen Arbeitsplatz versprach. Er wurde auch alsbald bei der Firma Riedel de Haen eingestellt. Ob es dabei einen Zusammenhang zu seiner SA-Zugehörigkeit gab, kann nur vermutet werden.

Irgendwann im Frühjahr des Jahres 1934 machte er meinem Vater gegenüber die geheimnisvolle Andeutung, daß die SA mit «Knarren» ausgerüstet werden sollte. An diesen Ausdruck für Gewehre kann ich mich noch genau erinnern. Wie überhaupt der Gedanke an eine Bewaffnung mich stark erregte. Der Waffenträger schlechthin stand bei uns in der gesellschaftlichen Rangordnung auf einer hohen Stufe. Welcher Organisation er angehörte, war uns völlig gleichgültig.

Doch dazu ist es nicht gekommen. Am 30.06.1934 wurden wir durch die Nachricht überrascht, die SA-Führung habe einen Putsch geplant. Nur

durch das persönliche Eingreifen des Führers sei dies verhindert worden. So hieß es in der amtlichen Sprachregelung. Die hohen SA-Führer – an der Spitze ihr Stabschef Röhm – wurden verhaftet und ohne Gerichtsverhandlung standrechtlich erschossen.

Erstaunlich ist, daß die Bevölkerung überwiegend positiv reagierte. Schließlich hatte der Führer ohne Rücksicht auf Stand und Ansehen das getan, was zum Wohle des Volkes nötig war. So glaubte man damals. Hierbei darf nicht vergessen werden, daß viele Bürger die SA wegen ihres rabaukenhaften Auftretens und ihres gewalttätigen Vorgehens in der Endphase der Weimarer Republik nicht gerade in guter Erinnerung hatten. Auch die SA-Mitglieder nahmen das alles von einem Tag zum anderen hin wie ein Wetterleuchten, das den sehnsüchtig erwarteten Regenguß angedeutet, aber doch nicht gebracht hatte. Man ging wieder zur Tagesordnung über.

VI.

Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß ein hoher Einsatz erforderlich war, um die Existenz einer Familie sicherzustellen. Soziale Hängematten gab es nicht.

Vor dem Achtstundentag bei Riedel mußte mein Vater von der Leine Brennesseln holen. Wir fütterten drei Schweine. Zwei wurden für den eigenen Verbrauch geschlachtet, eins wurde verkauft. Brieftauben und Hühner mußten versorgt werden.

Nach Feierabend ging es in den großen Garten, der in einer Gartenkolonie an der Straße nach Lahnde gelegen war. Berge von Brennholz wurden mit der Hand gesägt, gehackt und gestapelt. Natürlich wurde dankbar jede Überstunde angenommen, genauso wie eine Feuerwache am Wochenende auf dem Werksgelände, die mit einem kleinen Entgelt belohnt wurde. Die meisten Kolonisten gehörten nämlich der Werksfeuerwehr an. Die funktionierte wie eine Berufsfeuerwehr, ohne aber ihre Kosten zu verursachen, da ihre Angehörigen einer ganz normalen Tätigkeit im Betrieb nachgingen. Die Mitglieder der Wehr wurden durch eine Sirene auf dem Marktplatz alarmiert und waren durch die räumliche Nähe der Wohnungen zum Werk schnell am Gefahrenherd.

Auch die Tätigkeit einer Hausfrau läßt sich mit heutigen Maßstäben nicht messen. Ich sehe meine Mutter nach deutlich vor mir, wie sie am kleinen Kohleherd in der Küche hantierte. Er war der wichtigste Einrichtungsgegenstand der Wohnung. Im Winter strahlte seine glühende Platte eine wohlige Wärme aus. Jeden Tag, ohne Ausnahme, war er im Winter und Sommer in Funktion, da es immer etwas zu kochen und zu backen gab.

Es gab das ganze Jahr etwas einzukochen: Im Sommer Gemüse und Obst aus dem Garten, im Winter Wurst und Fleisch aus der Hausschlachtung. Im Keller wurden Äpfel und Birnen aus eigener Ernte gelagert. Wenn das nicht reichte, wurde die Ernte einiger Apfelbäume an der Landstraße ersteigert und mit dem Handwagen nach

Hause gebracht. Apfelsinen gab es nur einmal im Jahr zu Weihnachten.

Es verging kein Jahr, in dem mein Vater sich nicht mit Nachbarn zur Bickbeerernte aufmachte. Man fuhr dann am Samstagnachmittag mit dem Fahrrad nach Schneeren, übernachtete bis zum Hellwerden in einer Scheune und machte sich dann ans Werk. Sie kehrten erst dann am Sonntag zurück, wenn der 10-Liter-Wassereimer gefüllt war. Der Lenker des Fahrrades war meistens geschmückt mit einem Strauß aus Bickbeersträuchern, die eine besonders reiche Ernte trugen. Dieses Mitbringsel wurde für uns gleich zum Verzehr freigegeben.

Wir waren also nahezu Selbstversorger. Hin und wieder kaufte meine Mutter für mich ein Stück frische Mettwurst, ansonsten gab es nur Eingemachtes. Dr. Bernis versuchte, mit dem gelben Lebertran meine Eßlust zu steigern. Einzelkinder waren auch damals Sorgenkinder.

An jedem Werktag konnte man ein einzigartiges Schauspiel erleben: Um 11.25 Uhr ertönte auf dem Werksgelände der Heulton einer Dampf sirene. In diesem Augenblick hasteten aus allen Hauseingängen der Kolonie, wie von Geisterhand in Bewegung gesetzt, Frauen und Kinder zu Fuß oder mit dem Fahrrad Richtung Fabrikplanke. Sie alle hatten einen Korb oder Henkeltopf bei sich und strebten auf dem Kohlaschenweg einem bestimmten Punkt auf der Holzplanke zu. Genau um 11.30 Uhr ertönte der Heulton zum

zweiten Mal. Eine Klappe wurde geöffnet, Köpfe wurden sichtbar. Und sofort begann die Prozedur der Übergabe der Töpfe mit dem Mittagessen. Ein kurzer Blick, fast wortlos lief alles ab. Jede Minute der halbstündigen Mittagspause war kostbar. Die Menschen trugen ihre Arbeitskleidung. Ich kann mich noch erinnern, daß manche von ihnen von den Füßen bis zu den um den Kopf gewickelten Tüchern goldgelb glänzten. Ihr Gesicht war von der gleichen Masse verstaubt und verkrustet. Sie arbeiteten in einem Betrieb, in dem Goldschwefel hergestellt wurde. Über allem lagerte eine seltsame Mischung von Gerüchen der verschiedensten Chemikalien, die uns auf den Magen gingen. Nach wenigen Minuten war der Spuk vorüber. Wer jetzt erschien, kam zu spät.

Um 12.00 Uhr «hulte» – so bezeichnete der Volksmund das Signal – es wieder und zeigte an, daß die Mittagspause vorüber war.

Es «hulte vor» und «hulte voll» – morgens bei Arbeitsbeginn, mittags und zum Feierabend. Die Bewohner von Seelze und Umgebung stellten ihre Uhr danach. Das Signal beendete unsere Spielaktivitäten, wo auch immer wir uns befanden. Es diktierte zahlreichen Menschen den Rhythmus in ihrem Alltag mehr, als alle politischen Parolen und Anweisungen es vermochten.

Am allerwenigsten gab es den Achtstundentag für die Hausfrau, besonders dann, wenn sie noch Mutterpflichten wahrzunehmen hatte. Mir ist erst in diesen Tagen beim Erinnern und Reflektieren so recht bewußt geworden, wieviel Handgriffe

meiner Mutter täglich als selbstverständlich hingenommen wurden. Es wird für alle Nachgeborenen fast unmöglich sein, sich ein Bild vom Umfang der Tätigkeit der Hausfrau von damals zu machen. Gab es doch weder Kühlschrank, Waschmaschine noch Staubsauger im Haushalt. Trinkwasser und Abwasser mußten im Eimer treppauf und treppab getragen werden. Wieviel Eimer Wasser mußten allein an einem Waschtag zusätzlich bewältigt werden!

Ich erinnere mich an Familien, die ihren Wintervorrat an Kohlen aus finanziellen Gründen zentnerweise im Handwagen heranziehen. Die Parole des Regimes zum Winterhilfswerk *«Keiner soll hungern und frieren»* hatte einen durchaus realen Hintergrund.

Es wird heute oft gedankenlos von der Mitarbeit der Frau gesprochen. Gemeint ist dann die berufliche Tätigkeit der Frau außerhalb der Familie. Frauen haben zu allen Zeiten mitgearbeitet, in der Zeit meiner Kindheit besonders hart und innerhalb der Familie als «Nur-Hausfrau». Die berufliche Tätigkeit der Frauen war damals kein Thema. Es gab weder Stellen, noch konnte die Mutter im allgemeinen zu Hause auch nur stundenweise entbehrt werden. Wenn meine Mutter mit Frau Torney im Sommerhalbjahr eine stattliche Zahl von Nachmittagen beim Bauern Stünkel in Garbsen arbeitete, so war das die Ausnahme, weil nur Einzelkinder zu versorgen waren.

An der Volksschule Seelze arbeiteten einige weibliche Lehrkräfte, die ohne Ausnahme unver-

heiratet waren. Sie ließen sich von uns Schülern mit Fräulein Pulch oder Fräulein Berger anreden, auch wenn sie im Schuldienst schon in Ehren ergraut waren. Sie standen im Unterricht «ihren Mann» und litten unter keinem «Fräulein-Komplex».

Helden waren damals allerdings fast immer männlich. Um so mehr bewunderten wir eine junge Frau mit Nomen Eleonore Prohaska, die als Soldat in den Freiheitskriegen gegen Napoleon gekämpft und bis zu ihrem Heldentod ihre weibliche Identität verborgen hatte. Dieses Ereignis war auf einem Zigarettenbild der Marke Alfa aus der Reihe *«Bilder aus deutscher Vergangenheit»* festgehalten. Man sah darauf, wie sie in einer mutigen Pose, die Trammelschläger noch in den Händen, von einer feindlichen Kugel getroffen wurde.

Dieses Bild hatte für uns einen hohen Sammlerwert. Damals versuchten alle Zigarettenfirmen, durch Bildbeilagen zu werben. Und wir sammelten, tauschten und bildeten uns auf diese Art fleißig, wenn es auch zum Kauf eines Albums meistens nicht reichte.

VII.

Die nationalsozialistische Bewegung fand im allgemeinen woanders statt, meistens auf einer höheren Ebene oder vor Ort, bisweilen auch in der Schule. Wir losen fleißig in der Schülerzeitung *«Hilf mit!»*, in der uns das Gedankengut der

neuen Zeit kindgemäß aufgedrängt wurde. Irgendwann war ich dran und mußte onläßlich einer Schulfeier – ich vermute, es war Hitlers Geburtstag – ein Gedicht aufsagen, von dem mir nur noch wenige Zeilen in Erinnerung geblieben sind: *«Und wer vor dem Heer herzog, ward Herzog genannt, Herzog des Reiches, wie wir es meinen, bist Du schon lange im Herzen der Deinen»*.

Hitler wurde als ein gottähnliches Wesen verherrlicht. Ihm war es vergönnt, in einer einzigartigen Weise durch seine Führerqualitäten auch die uralte germanische Tradition zu verwirklichen. So oder ähnlich hieß es in der amtlichen Sprachregelung.

In jenen Tagen des Jahres 1935 ging meine Grundschulzeit zu Ende. Eigentlich war die wei-



Abb. 3: Lehrer Behrens mit seiner dritten Klasse im Sommer 1933 in der Garbsener Schweiz, auf Klassenausflug zu Fuß unterwegs mit 47 Schülern

tere Schullaufbahn für den Sohn eines Facharbeiters mit dem Besuch der Volksschule vorgezeichnet.

In einem Gespräch beeinflusste mein Klassenlehrer August Behrens, der schon früh zur nationalsozialistischen Bewegung gestoßen war, meinen Vater, über dessen sozialdemokratische Vergangenheit es keinen Zweifel gab, mich für den Besuch der Gehobenen Abteilung in Seelze anzumelden. Das war eine realschulähnliche Einrichtung ohne die Abschlußklassen 9 und 10. Die nächsten Standorte für höhere Schulen waren in Hannover und Wunstorf.

Doch die Auseinandersetzung über meine Schullaufbahn ging zu Hause weiter; denn mein Vater verspürte immer noch keine Meinung, mit seinem Sohn die klassenbewußte Gewohnheit zu brechen, für die außerdem noch ein Schulgeld von monatlich sechs Reichsmark gezahlt werden mußte. Doch meine Mutter gab den Ausschlag. So war ich dann nach Ostern der einzige Schüler aus der Kolonie, der die Gehobene Abteilung besuchte. Gegenüber meinen Spielkumpanen kam ich mir wie ein Abtrünniger vor, obgleich unsere Klasse mit den Volksschulklassen im selben Gebäude untergebracht war. Es war damals durchaus noch üblich, durch das Tragen von Schülermützen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schule nach außen kenntlich zu machen. Dadurch wollte ich aber auf keinen Fall auffallen. Es war mir peinlich, eine solche Mütze zu tragen.

Außerdem zeichnete sich in diesem Jahr ab, daß wir wohl auf Dauer nicht in der Kolonie wohnen bleiben würden. Da die Gartenkolonie bebaut werden sollte, erwarben meine Eltern einen Bauplatz in Garbsen zu einem Quadratmeterpreis von einer Reichsmark. Die Gesamtkosten beliefen sich auf über tausend Reichsmark. Das war finanziell ein erheblicher Brocken bei einem Monatseinkommen von ca. 120 Reichsmark. Dieses Ereignis bot den Nachbarn für Wochen einen interessanten Gesprächsstoff. Es war nämlich damals ungewöhnlich, wenn eine Familie ihre Wohngegend verließ. Die meisten Familien wohnten seit Fertigstellung der Siedlung im Jahre 1902 bereits in der zweiten und dritten Generation hier und waren durch ihren Arbeitsplatz stark verwurzelt.

Die Gleichschaltung im öffentlichen Leben griff immer mehr um sich. Alle gesellschaftlichen Bereiche waren nach einem bestimmten Prinzip organisiert: Überall gab es Führer und Geführte. Letztere waren die treue Gefolgschaft. Und der Führer Adolf Hitler schien auch immer recht zu haben. Die Erfolge fielen ihm nur so in den Schoß: Das Saarland bekannte sich 1935 in einer überzeugenden Mehrheit zum Deutschen Reich und kehrte nach 15 Jahren heim. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im gleichen Jahre brachte Proteste, aber letztlich erkannte England durch ein Flottenabkommen an, gegen das es vorher noch protestiert hatte. Die braune Uniform im Straßenbild wurde zunehmend durch das Feldgrau des Heeres, durch das Luftwaffenblau oder

Marineblau verdrängt. Mag sein, daß wir nie eine innere Verbindung zum Braunhemd hatten. Die SA war seit dem Röhm-Putsch im Jahre 1934 mehr zu einem Biertrinkerverein geworden und trat kaum noch in Erscheinung. Die Hitlerjugend entwickelte sich mehr und mehr zu einem Fan-Club der Wehrmacht. Wir trugen im Winterhalbjahr oft die blaue Skihose und die Jungenschaftsbluse, aber ohne Braunhemd. Diese Uniformstücke waren praktisch und mußten aus finanziellen Gründen andere Kleidungsstücke ersetzen.

Die Uniformschneider hatten Hochkonjunktur. Keine Organisation ohne Uniform, die von ihren aktiven Mitgliedern gern gezeigt wurde. Trauungen in Uniform waren keine Seltenheit. Rangabzeichen, Orden, Koppel- und Schulterriemen, Karabinerhaken, Dolche und Säbel waren Markenzeichen der gesellschaftlichen Stellung. Schülmützen paßten nicht mehr in die Zeit. Auch die Hitlerjugend durfte bereits ein Fahrtenmesser tragen, auf dessen Scheide die schicksalsschweren Worte *«Blut und Ehre»* eingraviert waren.

Noch war alles ein fröhliches Spiel an sonnenbeglänzten Tagen voller Heiterkeit. Damals habe ich sicherlich bedauert, daß ich mich mit dem Fahrtenmesser nicht schmücken konnte, weil meine Eltern das Geld dafür nicht bewilligten.

Uniformen machten also Leute. Hermann Göring brachte es zu einer einsamen Spitze, er wechselte die Uniform täglich wie das Hemd. Wegen dieser an Protzsucht grenzenden Narretei ließ er sich

gern von seinem Volk belächeln. *«Links Lametta, rechts Lametta, in der Mitte immer fetter, Hermann heeßt er!»* Mit diesen Worten wandte sich Claire Waldoff an die Öffentlichkeit und durfte bald nicht mehr auftreten.

Ein Hauch von Unbeschwertheit lag über allem. Die Menschen konnten immer etwas bejubeln: 1936 den Einmarsch der Truppen in die entmilitarisierte Zone und im gleichen Jahr den Einmarsch der Jugend der Welt in das Olympiastadion in Berlin. Die Wellen der Begeisterung erreichten den letzten Winkel in den deutschen Landen – auch uns.

Wir hatten gerade große Ferien. Wir rannten und sprangen um die Wette und wollten alle sein wie Jesse Owens. Von rassistischen Vorurteilen war in diesen Tagen nichts zu hören. Jeden Tag zählten wir die Medaillen unserer Mannschaft. Am Ende waren wir in der Nationenbewertung klar vorn. Mein Idol der Olympischen Spiele war ein Hauptmann namens Stubbendorf, der an einem Hindernis vom Pferd stürzte und trotz Schlüsselbeinbruch weiterritt und so seiner Mannschaft die Goldmedaille sicherte.

Was man in diesen Wochen wahrnehmen konnte, war ein zur Schau gestelltes menschliches Antlitz eines Regimes, das den Erfolg für sich gepachtet zu haben schien.

Ein Hauch von Olympia verspürten wir im Herbst des gleichen Jahres auch in Seelze, als anlässlich eines Schauturnens in der Turnhalle die Goldme-

daillengewinnerin Trudi Meyer am Schwebebalken ihre olympische Kür vorturnte.

Was in jenen Wochen und Monaten unsere Aufmerksamkeit eigentlich dauernd beanspruchte, waren die militärischen Übungen. Irgend etwas war immer los. Da griffen Flugzeuge der neu geschaffenen deutschen Luftwaffe eine Autokolonne an, die sich auf dem Aschenweg des Almhörster Waldes getarnt hatte. Die Doppeldecker berührten mit ihrem Fahrgestell fast die Baumkronen der Buchen und warfen Sandsäcke auf die Fahrzeuge. Es verging kein Tag, an dem die Pulks der übenden Flugzeuge nicht unsere Aufmerksamkeit erregten. Wer kann sich schon als Junge dem Anblick entziehen, wenn Flugzeuge über ihm halsbrecherische Loops drehen oder auf die Kanalbrücke hinabstoßen, so daß wir deutlich ihren Luftzug verspürten. Manchmal beobachteten wir eine Staffel Flugzeuge über uns und fuhren einfach kurz entschlossen mit Fahrrädern zur Vahrenwalder Heide (das war damals der Flugplatz von Hannover), um sie dann am Boden bewundern zu können.

Wenn ich bei meinen Großeltern in Isernhagen meine Ferien verbrachte, konnte man täglich vom nahe liegenden Truppenübungsplatz das Rattern der Maschinengewehre vernehmen. Ein einziges Mal in der gesamten Schulzeit verreiste meine Mutter mit mir zu einer Tante nach Verden. Dort war gerade Reit- und Fahrturnier. Ich weiß noch genau, wie das sportliche Springreiten durch die Feldübung einer feldmarschmäßig ausgerüsteten

Kompanie aus Bremen unterbrochen wurde. In jenen Tagen waren die Allerwiesen in Verden zu einem Feldflughafen umfunktioniert worden, auf dem man hautnah die Starts und Landungen der Maschinen miterleben konnte. Während die Veranstaltung an einem Abend durch den großen Zapfenstreich beendet wurde, überflog eine Staffel JU 52 mit aufgeblendeten Scheinwerfern das Stadion.

Die Einheiten der Wehrmacht wurden nicht versteckt, sondern immer wieder ganz bewußt zur Schau gestellt. Man hatte den Eindruck, ganz Deutschland war ein einziger Truppenübungsplatz.

Im Physikunterricht ließen wir Flugkörper an einem Gerät kreisen und überprüften sie auf ihre Flugeigenschaften. Danach bauten wir Segelflugzeuge. Im Chemieunterricht stellten wir aus Papier Zellwolle her, um zu dokumentieren, daß sich Deutschland autark machen konnte. Wir unternahmen einen Schulausflug zur Vahrenwalder Heide. Höhepunkt war der Rundflug mit der Kindermöwe über Hannover und Umgebung.

War es die Faszination des Technischen oder der Hang zum Abenteuer, was uns in den Bann zog?! Jedenfalls kannten wir als Zwölfjährige alle Flugzeugtypen, trotz ihrer verwirrenden Vielfalt: Doppeldecker, Mitteldecker, ob einmotorig oder zweimotorig, ob von Heinkel, Messerschmidt, Dornier oder Junkers konstruiert.

VIII.

Im privaten Bereich vollzog sich eine gravierende Veränderung. Am 01.08.1937 bezogen wir am Kampweg in Garbsen unser neues Haus. An diesem Tage ging es morgens gegen 4.00 Uhr im dichten Nebel mit den Möbeln über die Leinebrücke, die unter der Last erzitterte. Ihre geringe Tragfähigkeit wurde dabei mit Sicherheit überschritten.

Es war ein schmuckes Zweifamilienhaus, hell und freundlich, mit großen Fenstern. Die obere Wohnung wurde für 30 Reichsmark im Monat vermietet. Die Miete entsprach in etwa einem Wochenlohn. Diese Einnahme war scharf mit einkalkuliert, um die hohen Belastungen tragen zu können. Die Herstellungskosten des Gebäudes betrugen ca. 12.000 Reichsmark bei einem verhältnismäßig geringen Eigenkapital. Mein Vater hatte in



Abb. 4: Die alte Leinebrücke zwischen Seelze und Garbsen wurde 1938 durch eine neue ersetzt

Eigenleistung die Elektroarbeiten erstellt, während der Elektromeister August Kalling gegen ein Entgelt von 50 Reichsmark durch seine Unterschrift die ordnungsgemäße Durchführung bestätigte. Darüber hinaus wurde durch meinen Vater nur noch der Lehmschlag auf den Boden gebracht. Das war es auch schon. Eine als Nachbarschaftshilfe getarnte Schwarzarbeit im großen Umfang war damals einfach nicht möglich.

Meine Eltern waren glücklich, während ich zunächst die äußerst aktiven Spielgemeinschaften aus der Kolonie vermißte. Mit einem Bein stand ich noch immer in Seelze, mit dem anderen notgedrungen in Garbsen.

Am Montag, dem 28.09.1937, war ein besonderes Ereignis in der Schule angesagt. Der Sonderzug des Führers sollte mit seinem Gast Mussolini auf der Fahrt nach Berlin Seelze durchfahren. Die Häuser waren mit Fahnen und Girlanden geschmückt. Zusätzlich wurden nach an der Bahnstrecke alle 20 m Fahnenmasten aufgestellt. Viele Neugierige waren an diesem strahlenden Septembertag unterwegs. Die Organisationen marschierten geschlossen an die vorher festgelegten Stellen, um Spalier zu bilden. Wir Schüler nahmen auf der Straße zwischen Seelze und Letter Aufstellung, mit Fähnchen ausgerüstet. Auf einem Nebengeleis hielt ein Zug, der mit militärischem Gerät beladen war. Die Soldaten rekelten sich auf ihren Fahrzeugen in der Sonne. Wir standen und warteten. Endlich näherte sich ein Zug. Wir nahmen die Arme hoch und winkten auf Kom-

mando unseres Lehrers Fricke. Dann kam die Mitteilung: «*Fehlalarm*». Ich weiß nicht mehr, wie oft sich diese Prozedur wiederholte. Wir warteten wieder, die Spannung ließ nach. Endlich war es so weit. Ein Zug mit zwei oder drei Waggon fuhr mit verminderter Geschwindigkeit vorüber. Wieder Winken. Zum Jubeln sind wir gar nicht mehr gekommen. Doch dann erfuhren wir, daß das ein Leerzug war, der aus Sicherheitsgründen vorwegfuhr. Als der richtige Zug kam, ging alles sehr schnell. Hinter den zugezogenen Abteilstfenstern war rein gar nichts zu sehen. Wir waren sehr enttäuscht.

So war das nun überall auf der langen Strecke. Nur bei der Einfahrt nach Hannover soll sich Hitler der Conti-Belegschaft am Fenster gezeigt haben.

Die Ereignisse des Jahres 1938 brachte die meisten Menschen geradezu in eine Art Rauschzustand. Immer schneller, immer größer und kolossaler verlief die geschichtliche Entwicklung. «*Der Führer hat immer recht*», diese Parole schien sich zu bewahrheiten. Die amtliche Propaganda erreichte mit dem Volksempfänger fast jedes Haus, die Sender Beromünster oder London waren mit diesen Geräten nicht zu empfangen. Deutschland lag wie unter einer großen Käseglocke. Die Kritiker des Regimes hätten wohl damals mit einer Gegenmeinung kaum eine Chance gehabt.

Im März 1938 vollzog sich der Anschluß Österreichs. Im April ließ sich Hitler diese Tat durch

eine Wahl bestätigen. Das Ergebnis betrug 99,4 % und brauchte wohl nicht einmal gefälscht zu werden. «*Ein Volk, ein Reich, ein Führer*», wer konnte unter diesen Umständen etwas dagegen haben.

Deutschland glich einer Großbaustelle. Das Wort «Arbeitslosigkeit» war inzwischen zu einem Fremdwort geworden. Die Arbeitslosenquote war von 29,1 % im Jahre 1932 (6,1 Mill. Arbeitslose) auf 1,9 % gesunken. Das war in der Welt nicht überall so. 1938 betrug die Quote in Großbritannien noch 12,1 % und in den Vereinigten Staaten sogar 26,1 %.

Auch im Raum Garbsen war das nicht zu übersehen. Die Firmen Continental und Varta AG nahmen in Kinderwagenentfernung zu uns ihre Pro-



Abb. 5: Eingang zum Wahllokal in der Gaststätte Windhorn nach der Machtübernahme

duktion auf. Der Bau der Autobahn ging zügig voran. Gastarbeiter aus der Ostmark, wie es jetzt hieß, tauchten im Ort auf. Sie ließen sich leicht integrieren. Einige von ihnen waren exzellente Fußballer und verstärkten die Erste Mannschaft des TuS Garbsen.

Es herrschte in Deutschland praktisch Vollbeschäftigung bei stabilen Preisen. Die wirtschaftliche Erholung trug wesentlich dazu bei, daß Ablehnung und Skepsis gegenüber dem Regime in Zustimmung umschlugen. Auch das Niederreißen von Milieuschranken wurde in Arbeiterkreisen mit Wohlwollen betrachtet. Es war immer die Rede von Arbeitern der Stirn und der Faust.

Inzwischen besuchte ich die Abschlußklasse der Gehobenen Abteilung in Seelze. Vor mir liegt in diesen Tagen das Arbeitsheft in Geschichte aus diesem Schuljahr, das ich genauer betrachte. Die chronologischen Ereignisse enden mit den Aufzeichnungen über den Youngplan 1929. Für mich erstaunlich ist, daß die meisten Aufzeichnungen einer objektiven Geschichtsbetrachtung standhalten, wenn ich einmal davon absehe, daß die Inflation in den 20er Jahren als jüdischer Volksbetrug bezeichnet wurde. Der Kernsatz in meinen Aufzeichnungen über den Lebenslauf Hitlers lautet: *Rettung des deutschen Volkes nur durch Vereinigung von Nationalismus und Sozialismus*. So einfach ging das. Ansonsten scheint es immer schon eine Schwäche von Geschichtslehrern gewesen zu sein, daß zur Behandlung der jüngsten Vergangenheit die Zeit nicht mehr gereicht hat.

Im deutschkundlichen Arbeitsheft aus dem gleichen Schuljahr entdeckte ich kaum Aufzeichnungen, die auf eine starke Indoktrination durch meinen Klassenlehrer Arnold Fricke hinweisen. Immerhin war er nach meiner Kenntnis noch vor der Machtübernahme der NSDAP beigetreten.

Die Satzlehre nimmt im Arbeitsheft einen umfangreichen Platz ein. Der Bereich der Dichtung wird im wesentlichen durch die Klassiker abgedeckt. Dem Inhalt der Bücher meiner Wahl nach, die ich gelesen habe, geht es dann doch verhältnismäßig kämpferisch zu, wie die von mir aufgeführten Titel zeigen: *«Bei Tannenberg zwei Schlachten»*, *«Jagd in Flanderns Himmel»*, *«Buschkampf in Ostafrika»* oder *«Von Pol zu Pol»*. Auf einer Seite finde ich dann unter dem Titel *«Deutsche Gedichte»* einige kernige Sprüche Hitlers: *«Es ist wieder schön, ein Deutscher zu sein und ein Glück, in Deutschland zu leben»* oder *«Mögen wir sterben, unseren Erben gilt dann die Pflicht, es zu gestalten und zu erhalten. Deutschland stirbt nicht!»* – Diese Seite wirkt in dem Arbeitsheft wie ein Anhängsel, gleichsam wie eine per Erlaß verordnete Pflichtübung.

Es machte sich in der Bevölkerung alles andere als eine Untergangsstimmung breit, sondern die Grundhaltung war ausgeprägt optimistisch. Ihr haftete eher eine Unbekümmertheit an, gepaart mit einer Portion kindlicher Unschuld, die auch vor der älteren Generation nicht halt machte.

Es gab immer etwas zu bewundern, was die Deutschen zustande brachten. Bernd Rosemeyer und



Abb. 6: Maiousmarsch nach der Mochiübernahme in Gorbisen

Caracciola rasten von Rekord zu Rekord, bis Bernd Rosemeyer bei einem Rekordversuch tödlich verunglückte. Eine Nation trauerte um ihren Helden. Man hatte sich ganz langsam daran gewöhnt, Helden zu betauern, seit Soldaten der deutschen Wehrmacht in der Legion Condor in Spanien im spanischen Bürgerkrieg im Einsatz waren.

Doch in jenen Sommertagen des Jahres 1938 fieberten wir zunächst einem ganz großen Ereignis entgegen, dem Boxkampf zwischen Joe Louis und unserem Boxidol Max Schmeling. Bereits 1936 hatte Schmeling Joe Louis durch K.O. besiegt. Dieser Revanchekampf war mehr als eine sportliche Auseinandersetzung, er wurde hochstilisiert zu einem Vergleich zwischen der weißen und schwarzen Rasse. Wir hatten im Biologie-Unterricht die Überlegenheit der nordischen

Rasse als absolute Wahrheit zur Kenntnis zu nehmen. Man glaubte an die Unfehlbarkeit eines biologischen Imperativs: *«Werde, was Du Deinen Anlagen gemäß bist»*. Aber auch in den USA war dieses Ereignis wegen der ungelösten Rassenprobleme mit Emotionen überfrachtet.

Am 27. Juni war es endlich soweit. Mitten in der Nacht, gegen 1.30 Uhr, klingelten in den deutschen Schlafzimmern die Wecker. Auch mein Vater weckte mich, damit wir den sportlichen Höhepunkt nicht verpaßten; denn die Direktübertragung im Rundfunk war in amerikanischer Ortszeit angesagt.

Da wir noch kein eigenes Rundfunkgerät besaßen, machten wir uns auf den Weg zu einer Familie Ruth am Mühlenbergsweg. Kaum hatten wir Platz genommen, da meldete sich auch schon der Reporter. Er war nur sehr schwer wegen der atmosphärischen Störungen zu verstehen. Der Gong zur ersten Runde ging unter im Aufschrei der Massen. Was dann passierte, war wegen der Begeisterung der fanatischen Zuschauer nicht zu verstehen, bis der Reporter mit seiner Stimme durchdrang. Es war kaum zu glauben. Max Schmeling lag bereits am Boden.

Am Morgen erschien die Presse mit Balkenüberschriften. Von einem gemeinen Nierenschlag war unser Boxidol getroffen worden. Darüber erregten sich die Gemüter. Daß dieser Schlag nach amerikanischen Regeln nicht unerlaubt war, wurde in der heißen Diskussion meistens verdrängt. Die Niederlage wurde als ein nationales

Unglück empfunden, über dem zu seiner Abschwächung etwas Unerlaubtes schwebte. Mit einer gewissen Genugtuung wurde zur Kenntnis genommen, daß bei den Siegesfeiern im Stadtteil Harlem mehrere Farbige ums Leben gekommen waren.

Doch für die Gefühle der Deutschen gab es kein Verweilen, sie wurden alsbald auf eine neue Schicksalsfrage gelenkt: Die Sudetendeutschen wollten heim ins Reich. Die Stimmung wurde angeheizt, die Spannung stieg von Tag zu Tag.

Am 25. September 1938 war auf der Vahrenwalder Heide ein Großflugtag. Mehr als 100.000 Menschen hatten sich an diesem herrlichen Spätsommertag rings um den Flughafen versammelt.

Mein Onkel hatte mir sein neues Fahrrad zur Verfügung gestellt. Da mein eigenes Fahrrad, dessen besonderes Merkmal der Eigenbau aus zusammengesuchten Teilen mit den Holzfelgen war, außerdem keine Beleuchtung aufwies, konnte ich es für die Fahrt zum Flughafen nicht verwenden. Wir machten uns früh auf den Weg. Getränke nahmen wir mit, da zum Langnesees das Taschengeld nicht reichte. Das tat der Stimmung keinen Abbruch. Das Kunstflugprogramm mit den Loopings, Rollen, Sturzflügen mit stehendem Propeller und den Vorbeiflügen in Rückenfluglage knapp über dem Rollfeld nahm uns ganz in seinen Bann. Ernst Udet trat leider an diesem Tage nicht auf. So konnten wir dieses Mal nicht bewundern, wie er mit den Flügeln seiner Maschine ein Taschentuch vom Rollfeld aufnahm.

Zum Abschluß der Vorführungen flog eine Bomberstaffel vom Typ He 111 einen Angriff auf ein aus Attrappen erstelltes Dorf am Rande des Flugfeldes. Während die Häuser mit einem lauten Knall zusammenfielen, tunkte es durch den Lautsprecher: *«So wird es Benesch (das war der Staatspräsident der Tschechoslowakei) ergehen, der kratzt seine letzten Dukaten zusammen.»* Auf diese Weise wurde die Stimmung angeheizt.

Auf dem Höhepunkt der Sudetenkrise waren die Flugabwehrgeschütze und Scheinwerfer rings um Hannover bereits in Stellung gegangen. Ein Scheinwerfer stand in der Nähe der Flutbrücke. Bei Dunkelwerden zogen die Garbsener mit Kind und Kegel in die Masch, um den Suchübungen beizuwohnen. Ein Raunen ging durch die Menge, wenn die einmotorige W 34 von den Scheinwerfern erfaßt und im Kreuzungspunkt der Lichtkegel festgehalten wurde.

Und doch hat so recht an Krieg niemand gedacht, auch wenn in jedem Hause eine Luftschutzspritze und eine Luftschutz-Hausapotheke bereitgehalten wurden. Die allgemeine Stimmung war instinktiv gedrückt. Ein Gefühl der Erleichterung breitete sich aus, als die europäischen Staatsmänner Daladier, Chamberlain und Mussolini in München Anfang Oktober mit Hitler zusammentrafen und ihm mit den Sudetengebieten alles vertraglich zusicherten, was er gefordert hatte.

Wieder ein triumphaler Einmarsch. Der Glaube an die Fähigkeit dieses Mannes bewegte sich in

übermenschlichen Dimensionen. Es war viel von der Vorsehung die Rede.

In Garbsen ging in diesen Wochen der Bau der Reichsautobahn seiner Vollendung entgegen. Im Spätsommer hatten wir schon von dem Baggersee Besitz ergriffen, der vom Volksmund alsbald als Blauer See bezeichnet wurde.

An einem milden Dezembertag des Jahres 1938 versammelte sich die Bevölkerung an der Autobahnstrecke, um die Freigabe für den Verkehr mitzuerleben. Wir standen auf der Brücke zwischen Garbsen und Berenbostel mit brennenden Fackeln und warteten geduldig, bis sich eine Autokolonne vom Westen näherte und unter Winden und Rufen die Brücke passierte. Im ersten Fahrzeug stand, wenn ich mich recht erinnere, der Gauleiter aus Hannover, also nur eine Parteigröße aus dem zweiten Glied. Zuviel wurde in jenen Tagen eingeweicht, als daß ein Prominenter aus der ersten Führergarnitur hätte teilnehmen können.

IX.

Trotz dieser dramatischen Ereignisse ließen sich natürlich die ganz persönlichen Fragen des Alltags nicht verdrängen. Meine Konfirmation stand 1939 am Sonntag vor Ostern ins Haus, außerdem ging meine Schulzeit in der Gehobenen Abteilung in Seelze zu Ende.

Mein Konfirmandenunterricht war in einer totalen Übereinstimmung und Gleichschaltung zum na-

tionalsozialistischen Gedankengut verlaufen. Dafür bot Pastor Pabst, der schon 1932 einen deutschen Tag mit Gottesdienst für die aufmarschierte SA-Standarte gestaltet hatte, eine sichere Gewähr. Gegenmeinungen oder kritische Ansätze waren daher im kirchlichen Bereich nicht zu erwarten. Mein Konfirmandenbrief mit einer Abbildung von Dürers *Ritter, Tod und Teufel* war der Zeit entsprechend so recht wehrhaft aufgemacht.

Meinen Eltern wurde von meinen Lehrkräften der Vorschlag unterbreitet, für mich eine Ausbildung zum Lehrer anzustreben. Alsbald lag auf meine Bewerbung eine Einladung vor. Ich weiß noch, daß ich mich in HJ-Uniform in einem Lager einfinden sollte, das in Gellersen bei Bad Pyrmont gelegen war. Ein Leben in Uniform und außerdem in einem Internat behagten mir nicht, so daß wir kurzerhand die Bewerbung zurückzogen.

Nach reiflicher Überlegung wurde ich zum neuen Schuljahr an der Höltysschule Wunstorf, einer *Oberschule für Jungen in Aufbauform*, angemeldet. Das Pensum bis zur Reifeprüfung mußte an dieser Schule in sechs Jahren, anstatt wie sonst allgemein üblich in acht Jahren bewältigt werden. Nach einer mehrtägigen Aufnahmeprüfung, an der außer mir noch ein anderer Schüler aus Hannover teilnahm, wurden wir unserem Alter entsprechend in die neunte Klasse aufgenommen.

Mein Tag war reichlich ausgefüllt. Soweit die Witterung es erlaubte, fuhr ich jeden Tag mit dem Fahrrad zur Schule in Wunstorf, einige Wochen

im Winter mit der Bahn von Seelze aus. Das Schulgeld betrug monatlich 20 Reichsmark, dazu kamen die Ausgaben für die Monatskarte und die Schulbücher. Der Schulbesuch war für meine Eltern mit einer Belastung verbunden, die in Anbetracht der finanziellen Lage, verursacht durch den Hausbau, nicht unerheblich war.

Bis zum HJ-Heim, das im ehemaligen Lackwerk untergebracht war, hatte ich es nicht weit. In der Eingangshalle standen einige ziemlich rampolierte Turngeräte, darunter ein Pferd mit einem Trampolin. Ich sehe uns noch, wie wir vor und nach dem Dienst über das Pferd sprangen: Hocke, Grätsche, Freisprung, Hechtsprung – möglichst hoch, um den zuschauenden Mädchen zu imponieren. Diese Turneinlagen empfand ich als Höhepunkt der Heimabende, von denen ich



Abb. 7: Der Spielmanszug des Jungvolks in Garbsen auf der Treppe zum früheren Konsumgebäude am Kastanienplatz

mir ansonsten kaum noch eine Vorstellung machen kann. Es behagte mir nicht, auf Stühlen herumzuhocken, Lieder zu lernen und politische Themen über mich ergehen zu lassen.

Dem gegenüber kann ich mich noch an ein Geländespiel auf dem Streitberg ziemlich genau erinnern. Dort waren gerade Kiefern gefällt worden, hinter denen wir Stellung bezogen. Kurt Kleine beherrschte die Lage mit seinem selbstgebastelten Maschinengewehr, an dem man etwas drehen konnte, so daß es eindrucksvoll ratterte.

Unser Dienst war im allgemeinen am Sonntagmorgen angesetzt. Bereits am frühen Nachmittag begannen die Punktspiele der A-Jugendmannschaft des TuS Garbsen. Der Sonntag war also ziemlich ausgefüllt, wenn man berücksichtigt, daß wir zu allen Auswärtsspielen von Wunstorf bis Neustadt mit dem Fahrrad fuhren. In jener Zeit muß ich wohl angefangen haben, mich hin und wieder vor dem HJ-Dienst zu drücken. Jedenfalls brachte mich eine schriftliche Ermahnung mit der Androhung von polizeilicher Hilfe schnell wieder auf Kurs. Mit einer Widersetzlichkeit aus politischen Gründen hatte das aber sicher nichts zu tun. Wir hätten uns alle ein bißchen mehr Zeit zum Gammeln gewünscht. Nie wieder ist wohl über so viel Zeit von Jugendlichen verfügt worden, so daß für persönliche Wünsche kein großer Spielraum mehr blieb.

Im Sommer des Jahres 1939 konnten wir – vierzehnjährig – endlich zum ersten Mal allein auf

Fahrt gehen. Mit Werner Rehling war ich während der großen Ferien mit dem Fahrrad an der Weser unterwegs. Die Jugendherbergen waren alle überfüllt. Doch kein Landwirt konnte es sich leisten, einem Jugendlichen mit gültigem HJ-Ausweis ein Quartier in der Scheune zu verweigern. Und so kamen wir immer unter.

Morgens am Kaffeetisch lauschten wir den Nachrichten aus dem Volksempfänger. Da war seit Tagen die Rede von Greueltaten, die den Deutschen von Polen zugefügt wurden. Die Volksseele kochte über. Es lag in jenen Augusttagen eine ungeheure Spannung in der Luft. Nach einigen Tagen waren wir wieder zu Hause, früher als geplant. Wegen der angespannten Lage wurde Ende August der *«Parteitag des Friedens»* abgesagt, der im September in Nürnberg stattfinden sollte.

An einem Sonntag Ende August – es muß der 27.08. gewesen sein – lagen wir am Blauen See, um unseren Badefreuden nachzugehen. Es war ein ungewöhnlich schöner Spätsommertag. Und doch war etwas anders als sonst. Auf der Autobahn gleich nebenan fuhren Militärkolonnen Richtung Berlin, also nach Osten. Die Soldaten waren feldmarschmäßig ausgerüstet. Trotz der glühenden Hitze trugen sie Stahlhelme. Immer wieder stockte der Verkehr. Kradfahrer überholten die wartenden Fahrzeuge, bis sich der feldgraue Lindwurm aus Menschen und Material wieder in Bewegung setzte. Beim Auffahren heulten die Motoren auf. Überall roch es nach Aus-

puffgasen. Jeder spürte, daß dieser Aufmarsch mehr war als eine Fahrt ins Manövergelände. Doch wie oft war in den letzten Jahren schon mit dem Säbel gerasselt worden, und immer wieder war es gutgegangen.

Irgendwann Ende August wurden den Haushaltungen Lebensmittelkarten zugestellt. In diesen Tagen wurden Willi Schmidt und Wilhelm Grimpe, die als Kraftfahrer beim Hartsteinwerk Hannover tätig waren, angewiesen, ihren Lastkraftwagen nach Machtsum in der Nähe von Hildesheim zu überführen. Sie hatten sich an jenem Morgen wie immer verabschiedet, wenn sie zur Arbeit gingen. Am Bestimmungsort wurden sie kurzerhand in Uniform gesteckt und waren damit Soldaten der deutschen Wehrmacht, obgleich sie bis zu diesem Tage noch nicht eine einzige Stunde bei der militärischen Einheit gedient hatten. Das Fahrzeug wurde beschlagnahmt und erhielt einen Tarnanstrich. Ihre Angehörigen warteten abends vergeblich und machten sich Gedanken, bis sie auf einer Postkarten in den nächsten Tagen vor vollendete Tatsachen gestellt wurden.

Beide wurden eines Tages als vermißt gemeldet und kehrten aus dem Kessel von Stalingrad nicht zurück. Damit erlitten sie als Angehörige der sechsten Armee ein Schicksal, das gerade einer größeren Zahl von Garbsenern bei der gleichen Einheit nicht erspart blieb.

Auf menschliche Gefühle wurde bei der Einberufung keine Rücksicht genommen. Von anderen

Einwohnern aus Garbsen weiß ich, daß ihnen ein Stellungsbefehl vom Hauptlehrer Fellersmann persönlich gegen Mitternacht ausgehändigt werden mußte. Danach hatten sie sich bereits am anderen Morgen um 10.00 Uhr – es war am 26.08.1939 – im Arbeitsdienstlager in Neustadt a. Rbge. einzufinden. Auch in diesem Fall hatten die Betroffenen bis zu diesem Tage noch nicht bei einer militärischen Einheit gedient. Sie gehörten den Jahrgängen an, die bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1935 nicht mehr eingezogen worden waren. Sie wurden nach ihren handwerklichen Fähigkeiten zu einer Pionierkompanie zusammengestellt.

Einer von ihnen, der Maurer Otto Harders, hatte nicht einmal Zeit, sein Handwerkszeug und seine Arbeitskleidung von seiner Firma abzuholen. Er konnte damals Ende August 1939 nicht ahnen, daß er erst achteinhalb Jahre später aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückkehren sollte.

Mit unerbittlicher Härte wurden Familien auseinandergerissen und persönliche Wünsche und Hoffnungen buchstäblich von heute auf morgen zerstört. Von nun an verfügte das Regime noch mehr nach Belieben über Mensch und Material.

Am 01.09.1939 wurde ab 5.45 Uhr zurückgeschossen, wie es in der amtlichen Sprachregelung hieß. Von nun an hatte das Oberkommando der Wehrmacht jeden Tag etwas bekanntzugeben. Im ersten Wehrmachtbericht vom 01.09.1939 hörte sich das so an: *«Auf Befehl des Führers und ober-*

sten Befehlshabers hat die Wehrmacht den aktiven Schutz des Reiches übernommen. In Erfüllung ihres Auftrages, der polnischen Gewalt Einhalt zu gebieten, sind Truppen des deutschen Heeres heute früh über alle deutsch-polnischen Grenzen zum Gegenangriff angetreten.»

Wir glaubten an einen Akt der Notwehr. Es herrschte keine Begeisterung, eher machte sich eine gedrückte Stimmung breit. Die meisten Reservisten und andere waren schon vorher klammheimlich eingezogen worden. Eine mit Trommelwirbel und Getöse aufgemachte Mabilmachung gab es nicht. Diejenigen, die nach Ausbruch des Krieges einen Stellungsbefehl erhielten, verließen Garbsen ohne den spektakulären Rahmen einer feierlichen Verabschiedung entgegen den bisherigen Gewohnheiten des Regimes, eher fast unauffällig, wie durch eine Hintertür. Aber dennoch wurden diese Schritte als notwendiges Übel ohne Zaudern getan.

Schließlich erschien den Menschen die deutschen Forderungen nach der Rückkehr der freien Stadt Danzig und einer exterritorialen Straße nach Ostpreußen als maßvoll und gerechtfertigt – verglichen mit der Besetzung der Tschechei durch deutsche Truppen im März 1939. Wir hatten keine Kenntnis von Dingen, die sich hinter der offiziellen Kulisse abgespielt hatten. Die Deutschen lebten wie unter einer Käseglocke und waren unentwegt den Parolen ausgesetzt.

Erstaunlich für mich ist im nachhinein, daß wir uns in der gesamten Schulzeit nicht ein einziges

Mal mit Hitlers *«Mein Kampf»* ernsthaft auseinandersetzen mußten. Bei uns zu Hause gab es das Buch nicht, und all diejenigen, die es anlässlich ihrer Eheschließung ausgehändigt bekamen, haben wahrscheinlich auch nicht ein einziges Mal darin gelesen, sonst hätte man doch solche Passagen nicht übersehen können: *«Darüber muß man sich doch klar sein, daß die Wiedergewinnung der verlorenen Gebiete nicht durch feierliche Anrufung des lieben Herrgotts erfolgt oder durch fromme Hoffnungen auf einen Völkerbund, sondern durch Waffengewalt»*.

X.

Am Nachmittag des 01. September, einem trüben, wolkenverhangenen Freitag, versuchte ich, von Natur aus neugierig wie bei vierzehnjährigen Schülern üblich, einen Hauch vom Kriegsgeschehen persönlich einzufangen. Daher begab ich mich zu der Scheinwerferstellung, die nördlich des Mittellandkanals nahe der Havelser Mühle eingerichtet war.

Die Soldaten standen, lagen oder hockten im Gelände herum und schienen Langeweile zu haben. Ich näherte mich einem Zelt, in dem ein Flaksoldat an einem Fernsprecher herumkurbelte und Nachrichten weitergab. Man wußte nichts so recht mit meiner Anwesenheit anzufangen. Ein feindliches Flugzeug hatte bei Krefeld die Grenze überflogen. Das bekam ich mit. Doch es tat sich sonst weiter nichts, und enttäuscht zog ich von dannen.

So banal begann also der Krieg. Daran änderte sich auch in den ersten Monaten nicht viel. Die Häuser wurden verdunkelt. Die wenigen Straßenlaternen wurden abgeschaltet, was gegenüber dem vorherigen Zustand auch nicht groß ins Auge fiel. Der Leuchtturm an der Roten Reihe, bis dahin ein Wahrzeichen der dörflichen Gemeinde Garbsen und weit über seine Grenzen sichtbar, stellte seine Tätigkeit ein. Manche Einwohner waren nicht traurig darüber, daß die dauernd kreisenden Lichtkegel nicht mehr bei Nacht durch ihre Schlafzimmer huschten.

Es gab auch gelegentlich Fliegeralarm in der Nacht, wenn einzelne Störflugzeuge in den Luftraum eindringen und am Anfang statt Bomben Flugblätter abwarfen. Es faszinierte uns, wenn die Flakgranaten am nächtlichen Himmel explodierten und ihre Splitter nicht ungefährlich durch die Gegend surrten. Am anderen Morgen sammelten wir sie und begutachteten ihre scharfkantigen und bizarren Formen. Hin und wieder fanden wir im Gestrüpp der Garbsener Schweiz einige Flugblätter, die eigentlich hätten abgegeben werden müssen. Doch so genau nahm man das damals nicht. Ich erinnere mich noch, daß auf einem Flugblatt Dr. Ley, der Führer der deutschen Arbeitsfront, als notorischer Säufer titulierte wurde, was als Feindpropaganda abgetan wurde und auf uns auch keinen Eindruck machte.

Endlich passierte mal ein bißchen mehr. In der Nacht zum Sonntag, den 19.05.1940 hatte es wieder Fliegeralarm gegeben. Wir waren eigent-

lich wie immer nach draußen gegangen und ergötzen uns am Feuerzauber der Flak. Das plötzliche Aufheulen von Flugzeugmotoren und ihr jöhendes Verstummen hatte uns neugierig gemacht.

Wie ein Lauffeuer ging es am anderen Morgen durch Garbsen: Ein feindlicher Bamber ist bei Kalenfeld notgelandet. Wir fuhren nicht, wir jagten auf Fahrrädern zum Tatart, um nichts zu verpassen.

Da lag die zweimatarige Maschine vom Typ *Blenheim* in ihrem dunkelgrünen Tarnanstrich hilflos im Wiesengelände, an ihrem Rumpf waren oben und am Heck deutlich Maschinengewehrläufe zu erkennen. Aber ansonsten erschien uns das alles wenig eindrucksvoll, eher unscheinbar. Die Euphorie des ersten Eindrucks machte alsbald einer enttäuschenden Ernüchterung Platz. Die wilden Gerüchte über den Verbleib der Besatzung, die sich noch irgendwie im Gelände versteckt haben sollte, erregten dagegen unsere Phantasie erheblich und hielten uns noch Tage in ihrem Bann.

Das Oberkommando der Wehrmacht gab täglich neue Erfolge bekannt, und außer der Reihe lockten uns die hellen Fanfarenklänge, die eine Sondermeldung ankündigten, immer wieder an die Lautsprecher. Die deutsche Wehrmacht eilte von einem Sieg zum anderen, und wir taumelten im Geiste mit.

Der richtige Krieg fand für uns immer noch woanders statt. Die Einschränkungen im Alltag, die er

mit sich brachte, wurden ohne Murren in Kauf genommen. Ein Stückchen Papier wurde über Nacht zum Dreh- und Angelpunkt unserer Bedürfnisse: Der winzige Abschnitt für 50 Gramm Fleisch oder Käse auf der Lebensmittelkarte, die Punkte auf der Kleiderkarte, der Bezugsschein für ein paar Schuhe, eine Fahrraddecke oder für die Zuteilung von Brennmaterial.

Am Anfang gab es z. B. noch 500 Gramm Fleisch oder Wurstwaren wöchentlich pro Person. Als der Krieg in die Jahre kam, wurden die Zuteilungen immer winziger.

Wir waren teilweise Selbstversorger, da wir Hühner hielten und ein Schwein selbst fütterten. Die Zuteilung an Fleisch für Selbstversorger war etwas höher, damit der Anreiz zur Eigenerzeugung nicht verloren ging. Wenn das Schwein schlachtreif war, wurde es in einem Kasten amtlich gewogen. Heinrich Wulf sen. war als Amtsperson im Auftrag der Gemeinde für diese Tätigkeit eingesetzt. Mit den Worten *«Weg hier!»* vertrieb er meinen Vater von der Waage, während er mit den Gewichten hantierte. Wir hielten vom Ort der Handlung einen gehörigen Abstand, bis er auf einer Karte das Gewicht notiert hatte. Dann verschwand er sogleich.

Mit Erstaunen und Entzücken zugleich nahm mein Vater das Gewicht zur Kenntnis. Heinrich Wulf hatte offensichtlich für uns sehr gut gewogen, was hinterher nur schwer zu beweisen war. Er riskierte viel, denn nach der herrschenden Rechtsauffas-

sung wäre dieses Vergehen an der deutschen Volkswirtschaft ohne empfindliche Gefängnisstrafe nicht abgegangen. Hierbei war kein Eigenutz im Spiel. Triebfeder seines riskanten Handelns war, dem guten Bekannten das Leben in einer trostlosen Zeit etwas zu erleichtern. Bei dem Personenkreis, dem diese Unterstützung gewährt wurde, spielte sicherlich die gemeinsame politische Vergangenheit eine Rolle. Es gab so etwas wie eine stille Opposition gegenüber dem Regime. Dennoch wehre ich mich dagegen, solche Aktionen auf der krampfhaften Suche nach Regimegegnern als aktiven Widerstand einzustufen.

XI.

In dem kasernenartigen Gebäude der Hölty-schule, das eher abstoßend und lieblos als anziehend auf mich wirkte, verlief der Schulbetrieb nach Vorschrift, wie zu allen Zeiten in deutschen Schulen. Das bedeutete praktisch: Der weitaus größte Teil des Unterrichts hatte mit politischen Inhalten rein gar nichts zu tun. Im Deutschunterricht beschäftigten wir uns im Laufe der Jahre auch mit Schriften wie Kolbenheyers *Gregor und Heinrich*, Grimms *Volk ohne Raum* und Rasenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts*. Hitlers *Mein Kampf* war nicht darunter. Diese neue «Hausbibel des Regimes» war in Wirklichkeit der ungelesenste Bestseller in jener Zeit. Begriffe wie Ehre, Vaterland, Treue und Tapferkeit tauchten irgendwann in den Deutschstunden auf. Im Geschichtsunterricht dagegen traktierte uns Oberstudiendi-

rektor Huga mit den mittelalterlichen Herrschaftsgeschlechtern und forderte in regelmäßigen Abständen einen Wachenbericht über die aktuellen Kriegsergebnisse.

Darüber hinaus gab es genug Stoff, der dafür sorgte, daß wunderlicherweise die humanistische Bildung damit nicht in einen Konflikt geriet. Die Lehrer waren redlich bemüht, ihr Fachwissen über uns auszuschütten. Sie waren mit Sicherheit ohne Ausnahme Parteimitglieder. Sie brüsteten sich aber nicht damit. Ich kann mich nicht erinnern, ob jemand von ihnen in Uniform erschienen ist oder in der Stunde des Parteiabzeichen getragen hat. Auszuschließen ist es aber nicht.

Das Verhalten der Lehrkräfte uns gegenüber war eher bestimmt durch politische Zurückhaltung. Mir ist allerdings in der gesamten Schulzeit kein Lehrer begegnet, der in uns Schülern Zweifel gegen das Regime geweckt hat. Sie hätten eigentlich in jeder anderen Zeit auch als Lehrer tätig sein können – wie brave Beamte nun einmal geschaffen sind. Im Bewußtsein geblieben sind sie mir eigentlich nur durch ihre kleinen Stärken und Schwächen im mitmenschlichen Bereich, die über ihre Wertvorstellungen nur sehr wenig aussagen.

Enttäuscht war ich von Studienrat Boedtger, wegen seiner Körperfülle auch Bottich genannt, von dem man sagte, daß er vor 1933 Freimaurer gewesen wäre. Daher durfte er nur die Fächer Latein und Musik, aber nicht mehr Deutsch unterrichten.

In seinem Lateinunterricht saß neben mir Willi Hellwig, dessen Vater Bürgermeister in Neustadt war. Sein Onkel war als Oberschulrat in der Schulaufsicht tätig. Es war nicht zu übersehen, wie Studienrat Boedtger Willi Hellwig bei jeder Gelegenheit hofierte. Wir beiden schrieben etwa gleich gute Arbeiten. Eines Tages forderte mich Bottich auf, zum Schreiben der Klassenarbeit allein vorn an seinem Lehrertisch Platz zu nehmen.

Die gesellschaftliche Herkunft ließ bei ihm wohl keine Zweifel aufkommen, wer von wem abgeschrieben haben mußte. Nachdem trotz meiner Isolierung keine Veränderung bei der Benotung festzustellen war, wurde diese Prozedur nach zwei oder drei Versuchen wieder beendet. So ganz habe ich ihm diese Brüskierung nie vergessen.

Seinen Musikunterricht fanden wir immer dann recht amüsant, wenn er sich auf den Schemel zwängte und den Klavierdeckel hochklappte, was nicht oft vorkam. Mit einer theatralischen Gebärde schlug er auf die Tasten ein und begann zu singen. Er preßte den Text förmlich aus sich heraus: *«Zelte, Posten, Werdaruf, lustige Nacht am Donauufer...»* und dann wurde er ganz leise, fast wehmütig klang es an unser Ohr: *«Prinz Eugen, der edle Ritter...»*

An dieser Stelle fühlte er sich einmal durch Schülergeräusche aus dem Hintergrund gestört. Jäh drehte er sich auf dem Klavierschemel um, der

unter der Last seines Gewichtes erbärmlich quietschte, und riß uns durch ein einziges Wort aus unseren geruhsamen Träumen über das lustige Lagerleben am Donauufer. Harmonielehre wurde angesagt. Sie brachte mich immer von einer Verlegenheit in die andere. Und als Neuzugänge erfreuten wir uns seiner besonderen Zuneigung. Kahlköpfig wie Bottich nun einmal war, betonte er vor der Klasse mehrfach seine feinsinnige Art, wie er die beiden Neuen unterscheiden konnte: *«Friese mit der Polkatolle links, Strehlke mit der Polkatolle rechts.»* Mit Sicherheit fand er seine Opfer.

Mein Klassenlehrer, Studienassessor Jürgens, wurde im Schultag von ganz anderen Problemen geplagt. Er kam morgens häufig zu spät und schimpfte immer in der gleichen Weise über die Provinzstadt Wunstorf. Er meinte damit die Schranke am Bahnübergang, die gerade immer dann geschlossen wurde, wenn er in Eile auf dem Wege zur Schule war.

Als er eines Morgens wieder verspätet mit hochrotem Kopf den Klassenraum betrat und gerade dabei war, sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn zu tupfen, betraten zwei Fahrschüler die Szene und brachten ihn in eine peinliche Verlegenheit. Sie hatten ihm nämlich aufgelauert und erklärten triumphierend vor der Klasse, daß eine geschlossene Schranke bei der Verspätung nicht im Spiel gewesen sein könnte.

Das betuliche Hantieren mit dem Taschentuch bei Schweißausbrüchen infolge seines schlechten Ge-

wissens in der ersten Stunde ist uns fortan erspart geblieben.

Professor Schrader, auch Pussel genannt, bombardierte uns im Englischunterricht mit seinen feststehenden Redensarten. Der Begriff «Phrases» brachte ihn zum Entzücken und uns zur Verzweiflung. Vor allem im amourösen Bereich hielt er sich gern auf. «*She took a fancy for him*» (sie gewann ihn lieb), so oder ähnlich ging es los. Davon hatte er eine ganze Menge auf Lager.

Dach in konkreter Form hatte er es noch lieber. Als er einmal mit Helge von Dähren in der Klassentür zusammenstieß, ließ er sich zu der Äußerung hinreißen: «*Ach, war das schön!*» Es kam auch vor, daß er sich beim Lesen im Klassenbuch vorn am Pult erhob und dabei den Mädchen in der ersten Reihe in den Ausschnitt ihrer Sommerkleider peilte. Einmal fühlte er sich dabei ertappt, als Fritz Flörke gerade in diesem Moment in der Reihe hinter den Mädchen ebenfalls aufstand und ganz offensichtlich in die gleiche Richtung schaute. Pussel jedenfalls bekam einen hochroten Kopf und begann, aus Verlegenheit im Klassenbuch zu blättern. Im übrigen hatten wir durch Fahr Schüler auskundschaften lassen, in welchen Lokalen er sich in Hannover gern aufhielt.

Da die jüngeren Lehrkräfte alsbald alle eingezogen waren, hatten wir auch das Vergnügen mit ihm im Sportunterricht. Zu Beginn mußten wir meistens mit dem Lied «*Der Mai ist gekommen*» herummarschieren, auch wenn kein Mai mehr war. Dann zog sich Pussel zurück, die Hände

genüßlich über dem Bauch gefaltet, während wir uns sportlich betätigten. Hin und wieder mischte er sich beim Geräteturnen mit Bemerkungen ein wie «*Klingenberg, sitz da nicht wie auf dem Kackstuhl!*». Fürsorglich schickte er uns bei Fliegeralarm mit den Warten in den Keller: «*Beeilt Euch, ich will an Eurem Heldentod nicht schuld sein!*»

Studienrat Johst kam jeden Tag aus Hannover. Er war die Nüchternheit in Person und brachte uns mit sparsamen Anweisungen Mathematik und Physik bei. Er besprach vorher mit uns die Zeugniszensuren und hörte sich wohl auch einmal die Meinung von Schülern dazu an, was damals allgemein nicht üblich war.

In einem Halbjahr hatte ich von fünf Mathematikarbeiten vier mit gut und eine mit mangelhaft geschrieben. Er murmelte dazu vor sich hin: «*Jeder kann mal einen schlechten Tag gehabt haben. Die mangelhafte Arbeit werde ich nicht werten.*» Was dann auch geschah.

Ganz anders verhielt sich Studienassessor Jürgens in solchen Fällen. Er überraschte uns an einem Montagmorgen mit einem Deutschaufsatz. Wir sollten am Wochenende einige Kriegsberichte über den deutschen U-Boot-Krieg durcharbeiten, wozu ich nicht gekommen war. Wir mußten zwei Fronteinsätze zu einer Geschichte umarbeiten. Irgend jemand flüsterte mir noch ein Stichwort zu. Während ich den Tanker mit gewaltigen Detonationen im Atlantik untergehen ließ, wurde

er in Wirklichkeit als Prise unbeschädigt in den Hafen geleitet.

Meine Arbeit war mit der Bemerkung versehen: *«Sehr anschaulich und wirklichkeitsnah geschildert. Eine interessante Verknüpfung, aber leider am Inhalt vorbei, daher mangelhaft.»* Diese Zensur wurde bei der Zeugniszensur am Ende des Halbjahres peinlich genau aufgerechnet. Ich hatte van ihm auch nichts anderes erwartet.

Studienrat Hinze, auch der Bulle genannt, stürmte jeden Morgen mit nach vorn gebeugtem Nacken in die Klasse, als ginge es darum, auf einem sinkenden Schiff noch das letzte Rettungsboot zu erreichen. Er schwärmte uns gegenüber von einem Schüler, der seine Büchertasche mittags an die Garderobe hängte, um sie am anderen Morgen ungeöffnet wieder abzunehmen, aber trotzdem sehr gute Leistungen erzielte.

Im übrigen war er stolz auf die unerbittliche Härte, mit der er im Elternhaus erzogen worden war. Wenn er morgens von seinem Vater geweckt wurde und nicht schon in der nächsten Minute aufstand, folgte die pädagogische Maßnahme auf dem Fuße: Ein Schlag mit dem Riemen oder ein kalter Wasserguß zu seiner Ernüchterung.

Wie gern wären auch wir in die Fußtapfen seines Paradeschülers getreten, wenn uns der große Reifall hinterher erspart geblieben wäre.

Schule vor 50 Jahren war immer verknüpft mit einem erheblichen Leistungsdruck. Wer in einer

verkürzten Zeit das Abitur anstrebte, wie eben auf einer Oberschule in Aufbauform, der erwartete einfach hohe Anforderungen mit den notwendigen Konsequenzen für sich selbst. Das fing schon an mit weiten und unbequemen Schulwegen. Der Einzugsbereich der Höltyschule erstreckte sich von Hannover bis nach Bad Rehburg. Trotz des autoritären Erziehungsstils war das Schulleben auch erfüllt von Zuwendung und Hilfsbereitschaft der Lehrerschaft gegenüber den Schülern. Wer allerdings nicht gelernt hatte, wurde mit einer fühlbaren Strafarbeit bedacht.

Wenn Dr. Dölle, während er bis zu einer gefährlichen Rückenlage auf seinem Stuhl hin und herschaukelte, beim Abfragen von unregelmäßigen Verben jemanden erwischt hatte und immer im gleichen Ritual rief: *«Hinein Cousin, ein Dutzend!»,* dann hatte der Schüler das betreffende Verb zwölfmal in allen Personen und in allen Zeiten sowohl im Aktiv als auch im Passiv durchzukonjugieren. Diese Verben hat er Zeit seines Lebens nicht mehr vergessen. Manche brachten es in einer Englischstunde auf mehrere Dutzend.

Wenn ich mir auch der Tatsache bewußt bin, daß der Blick zurück gewisse Dinge verklärt und verschönt, sind mir in der Schule relativ verständnisvolle Lehrer begegnet, vorausgesetzt, man hatte sich auf sie eingestellt.

Ausgerechnet an einem Tag, an dem ich einmal keine Hausaufgaben gemacht hatte, wurde ich von Studienrat Küster aufgerufen. Ich erhob mich,

schlug mein Hausheft auf und tat so, als ab ich vorlas. Er beobachtete mich eine Zeitlang und hörte aufmerksam zu, bis er mich jäh unterbrach: «*Strehlke, wann blättern Sie denn um?*» Ich bewahrte Haltung und sagte: «*Gleich, Herr Studienrat*». Eine kurze Zeit trug ich den Stoff noch weiter vor, dann erst schlug ich die nächste Seite auf und las dem Schein nach noch etwas weiter. Als ich mich setzte, traf mich sein Blick mit den listigen Augen und einem Schmunzeln im Gesicht. Damit war die Sache für ihn abgetan.

Ein blauer Brief der Schule sorgte eines Tages für Aufregung, die beim Lesen schnell in Freude umschlug. Oberstudiendirektor Hugo teilte meinen Eltern kurz und bündig mit, daß mir aufgrund der erbrachten Leistungen das Schulgeld, das monatlich immerhin 20 Reichsmark betrug, bis auf weiteres erlassen würde, was zu einer erheblichen Entlastung unseres häuslichen Budgets führte.

Im nachhinein ist diese Tatsache für mich bemerkenswert, denn meine Eltern gehörten nach wie vor weder der Partei noch einer ihrer Gliederungen an. Bei der Verteilung von Freistellen an einer staatlichen Oberschule schien die politische Linientreue in diesem Fall nicht den Ausschlag gegeben zu haben. Für mich persönlich bedeutete es fortan, doch erhebliche Energien aufzuwenden, um diesen einmal erreichten Status zu halten.

Wir lebten in einer äußerst leistungsorientierten Gesellschaft, die sich auf alle Bereiche erstreckte, besonders auf die körperliche Ertüchtigung. Laut

Studentafel waren wöchentlich fünf Stunden Sport vorgesehen, was auf dem Zeugnisformular deutlich zum Ausdruck kam. Im Zeugniskopf war eine Spalte für die allgemeine Beurteilung der körperlichen, charakterlichen und geistigen Fähigkeiten vorgesehen. Hierbei möchte ich besonders auf die Reihenfolge aufmerksam machen.

Bei den Fächern war auf dem Zeugnisformular die Leibeserziehung mit den einzelnen Disziplinen Leichtathletik, Turnen, Schwimmen, Spiele und Boxen an die erste Stelle gerückt. Dahinter folgte die deutschkundlichen Fächer, danach die Naturwissenschaften und die Mathematik. An vierter Stelle rangierten die Fremdsprachen und als Anhängsel zum Schluß das Fach Religion.

Zur täglichen Sportstunde in der Schule kam die sportliche Betätigung in der Hitlerjugend und im Sportverein. Unser Aktionsfeld war vorwiegend das Sportgelände. Allerdings waren Turnhallen selten. Im Bereich der heutigen Stadt Garbsen gab es keine einzige. Auch die übrigen Sportanlagen sind mit heutigen Maßstäben nicht zu messen.

So quälten wir uns beim Hundertmeterlauf über holprige Waldwege und spielten auf ungepflegten Sportplätzen. Trotzdem gaben wir das letzte und empfanden ein Wohlgefallen an der Erschöpfung und Überanstrengung. Der Sieg war uns schon wichtiger als nur die Teilnahme. Schließlich waren wir ernsthaft bemüht, die Forderung Hitlers an die deutsche Jugend zu erfüllen.

len, schnell wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl zu werden.

Vor mir liegt mein Leistungsbuch für das Jugend-sportabzeichen. Zu den persönlichen Angaben darin gehören Angaben über die Schule, die HJ-Gliederung und den Sportverein. Daraus ist zu ersehen, wie verzahnt diese drei Institutionen miteinander waren. Wer nicht in der Hitlerjugend war, konnte auch in keinem Verein Sport betreiben. Das fettgedruckte Motto auf der ersten Seite war nicht zu übersehen: *Gesundheit ist der Grundstein des Glücks.*

XII.

Die Personangaben endeten mit der Feststellung: *«Der Bewerber ist deutschen bzw. artverwandten Blutes»*. Die Richtigkeit des Lichtbildes und der Personalangabe wurden mir durch Unterschrift und Siegel durch den Direktor der Hölty-schule beglaubigt, ohne einen arischen Nachweis zu diesem Zeitpunkt erbringen zu müssen. Die Vererbungslehre und die Nürnberger Gesetze wurden im Biologieunterricht ausgiebig behandelt. Doch für uns hatte das zunächst keine praktische Auswirkung. Die offizielle Propaganda gegen die Juden bezog sich für die meisten auf einen abstrakten Bereich. Es war viel die Rede vom Kampf gegen das Weltjudentum. Wir hatten die vage Vorstellung, daß sich dahinter einflußreiche Finanziere verbargen, die durch ihre Machenschaften Unglück über unser Volk gebracht

hatten. *Der Stürmer*, ein Hetzblatt gegen die Juden, wurde in Schaukästen öffentlich ausgehängt, aber von der Bevölkerung kaum beachtet.

Den Juden von nebenan gab es nicht. In Garbsen wohnten keine jüdischen Familien, daher waren private Kontakte zu Juden äußerst selten.

Ich erinnere mich, daß in Seelze am Kreuzweg Emil Willner ein Kurzwarengeschäft betrieb. Meine Eltern kauften dort bei Bedarf ein. Ob in der Reichskristallnacht die Fensterscheiben dieses Geschäftes zerstört wurden, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Der ehemalige Bürgermeister Koropp hat vor dem Entnazifizierungsausschuß erklärt, er habe persönlich eingegriffen und die Zerstörung durch Angehörige der politischen SS-Organisation aus Neustadt a. Rbge. verhindert. Auf Befragen von Seelzer Bürgern, die Zeitgenossen des Geschehens waren, wurde diese Behauptung nicht bestätigt. Nach ihrer Aussage wurden die Schaufensterscheiben sehr wohl zertrümmert.

Jedenfalls müssen bei dieser Aktion Geschäftsbücher im aufgebrochenen Laden oder auf der Straße gelegen haben. Von diesen Tagen war es ein offenes Geheimnis, daß auch Mitglieder der NSDAP als Käufer hatten anschreiben lassen, darunter auch jemand, der in Garbsen als strammer SA-Mann in Erscheinung getreten war.

Mit Sicherheit waren überall in der *«Reichskristallnacht»* Einzeltäter am Werk gewesen, die auf Befehl gehandelt hatten. Von einer brodelnden Volksseele war entgegen der amtlichen Sprachre-

gelung keine Spur zu entdecken. Es gab aber auch keine ernstzunehmende Solidarität mit den jüdischen Mitbürgern, wenn man vom Munkeln und Protestieren hinter verschlossenen Türen einmal absieht. Die meisten Menschen wandten sich ab und nahmen es hin. Sie hatten es eilig, sich in ihren Alltag zurückzuziehen. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Juden im Reich längst ihren bürgerlichen Tod erlitten. Nachdem die Glasscherben von den Betroffenen selber beseitigt waren, war der Spuk so schnell wieder verschwunden, wie er gekommen war.

Darüber hinaus habe ich auch in Erinnerung, daß in den Jahren bis 1937 ein jüdischer Kaufmann mit Namen Mendel von Zeit zu Zeit meine Eltern zu Hause aufsuchte. Ich verknüpfte damit das Bild an einen weißhaarigen Mann, der mit dem Fahrrad aus Wunstorf kam und seine Kurzwaren im Koffer anbot. Meine Mutter kaufte gern bei ihm, bis er eines Tages wegblieb.

Etwas genauer erinnere ich mich an eine Begebenheit aus meiner Wunstorfer Schulzeit. Es muß wohl 1939 oder 1940 gewesen sein. Während wir als Fahrschüler vom Bahnhof Wunstorf Richtung Höltytschule eilten, begegneten uns regelmäßig zwei Jungen. Blond gelockt und von zierlicher Gestalt, so sehe ich sie noch vor mir. Sie waren unverkennbar Zwillingbrüder, deren Namen ich damals nicht kannte.

Eines Morgens beschimpfte Horst Friese, ein Mitschüler aus meiner Klasse, die beiden mit

drohender Gebärde: *«Ihr Judenlümme!»*. Verstärkt gingen die beiden auf die gegenüberliegende Straßenseite. Die meisten von uns waren peinlich berührt und redeten auf Horst Friese ein, der sich aber nicht beirren ließ.

Fortan wechselten die Zwillinge jeden Morgen rechtzeitig auf den anderen Bürgersteig, um dem Pulk von Fahrschülern auszuweichen. Es dauerte nicht lange, bis wir ihnen nicht mehr begegneten. Wahrscheinlich nahmen sie einen anderen Zug oder einen anderen Weg. Von diesem Tag an waren sie uns buchstäblich aus den Augen und damit aus dem Sinn.

Aber erst Jahre später nach dem Kriege habe ich nähere Einzelheiten über sie erfahren: Ernst und Ludwig Lazarus waren Schüler der Höltytschule, bis ihnen der Schulleiter Hugo nach den Gewaltakten im Zusammenhang mit der Reichskristallnacht Ende 1938 nahelegte, die Schule zu verlassen. Sie besuchten einige Zeit eine jüdische Schule in Hannover, die aber alsbald geschlossen wurde. Danach erlernten sie im Elternhaus, das dem Schulgebäude gegenüberlag, das Schlosserhandwerk, bis sie eines Tages deportiert wurden.

Wie mir Hiddi Tärner, die Tochter des Oberstudiendirektors Hugo und seinerzeit Mitschülerin, in diesen Tagen dazu berichtete, habe sie mit Bärbel Bohne aus dem Fenster des Schulgebäudes mit ansehen müssen, wie in den Tagen nach der Reichskristallnacht die Gebrüder Lazarus während einer Pause mit dem Rücken an der Turnhalle gestanden haben, von einer Gruppe von

Mitschülern förmlich eingekesselt. Es haben sich nach ihrer Aussage hößliche Szenen abgespielt. Die beiden wurden beschimpft und sogar bespuckt. Sie seien entsetzt gewesen. Von diesem Vorfall habe sie zu Hause ihrem Vater berichtet, der ebenfalls sehr betroffen gewesen wäre. Ihr Vater sei daraufhin zu Herrn Lazarus gegangen, der gegenüber der Schule wohnte, und habe ihn aus der Sorge um die Sicherheit gebeten, seine Söhne abzumelden.

Hierbei muß berücksichtigt werden, daß die Familie Lazarus wohl kaum der Klischeevorstellung des Regimes über Juden entsprach, denn Herr Lazarus war handwerklich tätig und außerdem Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges gewesen wie Oberstudienrat Hugo auch.

XIII.

Die Geschichte wirft bisweilen lange Schatten bis in die Gegenwart. Horst Frieze gehörte einer Nobeleinheit der Hitlerjugend an und brachte es in der Marine-JH zum Gefolgschaftsführer. Sein dienstlicher Tatort war also der Maschsee. Er trug bisweilen besonders kurze Lederhosen, kam aber zur Schule nie in Uniform. Er stammte aus gutem Hause. Aus der vornehmen Wohngegend Waldhausen hatte er täglich einen langen Schulweg zurückzulegen. Vielseitig begabt, imponierte er uns vor allem durch seine sportlichen Fähigkeiten. Auf gepflasterten Gehwegen schaffte er mit Leichtigkeit einen Salto. In seinem Erscheinungs-

bild wirkte er auf uns wie eine beneidenswerte Mischung aus Sonnyboy und Lausbube. Er lebte gern gefährlich und eckte daher oft mit Behörden an.

Er fuhr jeden Morgen schwarz in der zweiten Klasse. Wenn ein Schaffner einmal kontrollierte, zeigte er eine Monatskarte vor, die so verwaschen war, daß man das entscheidende Datum nicht mehr lesen konnte. *«Meine Mutter hat aus Versehen die Monatskarte mit meiner Jacke gewaschen»*, pflegte er sich herauszureden. Meistens ging das gut. Am Bismarckbahnhof war er dem Schaffner persönlich bekannt, so daß er ohne Vorzeigen der Karte auf den Bahnsteig gelangte. Einmal ließ er in Wunstorf sogar einen Zug mit Trillerpfeife und entsprechenden Kommandos fünf Minuten früher abfahren, was ihm allerdings eine exemplarische Strafe durch die Schule einbrachte.

Der HJ-Dienst nahm ihn so in Anspruch, daß seine Schulleistungen darunter litten. Als bald war die Versetzung gefährdet wegen mangelhafter Leistungen in Latein und nur schwach ausreichende Leistungen in Mathematik. Daher wurde für das Fach Mathematik eine mündliche Prüfung angesetzt.

Es war an jenem Morgen bereits zehn Minuten nach acht Uhr, und noch immer war der Prüfling nicht erschienen. Oberstudiendirektor Hugo war aus diesem Anlaß extra anwesend und watschelte – er war von einer auffällig gedrungenen Gestalt – ungeduldig an der Fensterseite hin und her.

Studienrat Jahst blätterte etwas hilflos in einem Mathematikbuch. Wir dagegen saßen unbeschwert in den Bänken und genossen unser Statistendasein. Man war drauf und dran, die Aktion abubrechen, als sich die Klassentür öffnete. Horst Frieze betrat den Klassenraum. Sofort fiel ins Auge, daß sein Kopf stark verbunden war. Deutlich war auch zu erkennen, daß der Verband an einigen Stellen durchblutet war. Mit gequälter Stimme teilte er mit, daß er mit seinem Fahrrad auf dem Wege zur Schule unter der Dedensener Brücke von einem Lastwagen angefahren sei. Fürsorglich wollte man die Prüfung verlegen, doch Horst wollte es hinter sich bringen. Er produzierte an der Tafel einige Formeln und antwortete auf Fragen. Dabei waren ihm die Spuren des Unfalls deutlich anzumerken. Mathematisch kam nicht viel heraus, aber unter dem Eindruck des Unfallgeschehens einigte man sich auf ein Ausreichend. Damit war die Versetzung gesichert.

Es wäre nie etwas herausgekommen. Aber sein Geltungsbedürfnis ließ ihm keine Ruhe. Er offenbarte sich uns und sonnte sich im Glanze seiner tollen Idee. Der Unfall war gemimt und bis zur roten Tinte im weißen Verband gut durchdacht.

Im nächsten Schuljahr fehlte Horst Frieze wochenlang. Studienassessor Jürgens fragte uns in seiner Eigenschaft als Klassenlehrer, ob wir über seinen Verbleib etwas wüßten. Wir hatten in der Tat nichts gehört, und Hannover war weit. Auf schriftliche Anfragen der Schule erfolgten keine Reaktionen.

Eines Tages tauchte Horst Frieze wieder auf und berichtete von einem Sportunfall während des HJ-Dienstes mit einem notwendigen Krankenhausaufenthalt. Er wurde aufgefordert, endlich ein Attest vorzuzeigen, was er eines Tages auch tat. Dennoch blieb Studienassessor Jürgens mißtrauisch und bedrängte Horst unter vier Augen, die Wahrheit zu sagen. Er vertraute sich seinem Klassenlehrer an.

Horst hatte sich im Goseriedebad in Hannover schöne Tage mit kleinen Mädchen gemacht. Dort war er ganz in seinem Element. Er konnte durch seine akrobatischen Kopfsprünge glänzen, die wir oft genug im Schwimmunterricht bewundert hatten. Das Attest hatte er sich über seinen Bruder, der Medizin studierte, besorgt. Studienassessor Jürgens gab den Tatbestand dennoch weiter an die Schulleitung. Horst Frieze wurde daraufhin von der Schule verwiesen. Weder die berufliche Stellung seiner Eltern noch seine Führertätigkeit in der HJ konnten daran etwas ändern.

Im Zivilleben, und dazu gehörte auch das Schulleben, begegnete uns überall der Normenstaat. Seine Amtspersonen hatten darauf zu achten, gesetzliche Bestimmungen pedantisch genau durchzuführen ohne Rücksicht auf Stellung oder Herkunft der Person. Verfehlungen wurden mit unerbittlicher Härte verfolgt. Zwischen den Rechtsnormen des Alltags und der hohen Kriminalität bei politischen Maßnahmen lagen unüberbrückbare Abgründe, die für nachgeborene Generationen nur schwer nachzuvollziehen sind.

Zwei Jahre später begegneten wir uns auf Borkum. Horst Frieze war seiner Vergangenheit in der Marine-HJ treu geblieben und fuhr als Gefreiter auf einem Minensuchboot, während ich als Fähnrich zur See auf einem Räumboot das Vaterland verteidigen wollte. Mit einem Blick auf meinen Dienstgrad erklärte er mir, er sei in Wirklichkeit Sicherheitsoffizier und zur Tarnung in einen geheimen Auftrag als Gefreiter eingeschifft worden, um den Kommandanten zu überwachen. Von den Besatzungsmitgliedern erfuhr ich jedoch, daß er vom Obergefreiten zum Gefreiten degradiert worden war, weil er beim Waffenreinigen einem Kameraden ins Bein geschossen hatte. Abends bei uns an Bord war er ganz der alte und brillierte mit seinem Akkordeon. Unter anderem spielte er einen von ihm komponierten Feuerwehrfoxtrott.

Um das Bild abzurunden, greife ich im zeitlichen Ablauf über meine Schulzeit hinaus.

Einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg tauchte Horst Frieze wieder in meinem Blickfeld auf. Er übernachtete in einem Zelt auf dem Campingplatz am Blauen See, während er togsüber bei Karstadt ein Reinigungsmittel einführte, an dessen Namen «Polish» ich mich noch genau erinnere. Einige Schülerinnen aus meiner zehnten Klasse hatten ihn bei dieser Tätigkeit beobachtet und waren ganz angetan von seiner Wortgewandtheit und seinem Charme. Danach war er ganz «Hahn im Korb» und ständig von einer Traube junger Hausfrauen umlagert. Bei diesem Besuch zeigte

er mir stolz ein Plakat, auf dem für eine Veranstaltung geworben wurde: Evelyn Künnecke auf Bädertournee an der Ostsee, begleitet von der Kapelle Horst Frieze. Das muß so 1948 kurz vor der Währungsreform gewesen sein.

Wir begegneten uns später noch einmal. Inzwischen war er aber im Rheinland sesshaft geworden. Auf seinen mitgebrachten Fotos war er fast immer zu sehen, wie er den Tambourstock als Zeichen seiner Würde theatralisch in die Höhe hielt und einem Trompeterkorps voranschritt. Nach seinen Worten war gerade Karnevalszeit.

Danach habe ich nie wieder etwas von ihm gehört. Und wenn er sich noch bewegen kann, dann wird er immer noch irgendwo seinen Auftritt haben und den Ton angeben. Er brauchte das einfach, und dabei war ihm jeder Verein von der Hitlerjugend bis zur Karnevalsgesellschaft recht.

War Horst Frieze der Prototyp des linientreuen HJ-Führers?! Wohl kaum! Das Abgleiten in solch eine extreme Verhaltensweise war sicherlich nicht typisch, aber ein bißchen von Horst Frieze steckte in jedem von uns. Es gab vielerlei Möglichkeiten, seinem Hang zur Selbstbestätigung nachzugehen. Wer sich in der Schule schwertat, konnte sich in der Hitlerjugend hervortun. Dazu gab es reichlich Gelegenheit.

Zu den unerklärlich empfundenen Bildern aus meiner Schulzeit gehört, daß wir trotz der bitteren Eingriffe, die der Krieg mit sich brachte, wiß- und lernbegierig jede Gelegenheit nutzten, um über

die Schule eine Fahrkarte zum Aufstieg zu ergattern. Wir taten so, als säßen wir gleichsam wie Robinson Crusoe auf einer Insel, auf der wir fernab vom Tagesgeschehen ungestört unseren Bildungshunger stillen konnten. Wir waren unter dem Druck der Ereignisse auf der Flucht in eine Scheinwelt, während es aus dem Krieg, der überall auf dem Vormarsch war, in Wirklichkeit kein Entrinnen gab.

Wie ist es auch anders zu verstehen, wenn mein normaler Schultag meistens nach einer von Fliegeralarm gestörten Nacht zeitlich so ablief: Abfahrt nach der Unterrichtszeit vom Bahnhof Wunstorf nach 14.00 Uhr, Ankunft in Seelze gegen 14.30 Uhr, Nachhilfe bei Gerd Dettmering in der Kolonie von 15.00 Uhr bis 17.00 Uhr, danach Zeit zur freien Verfügung für die eigenen Schularbeiten, soweit die Verlockungen aus dem privaten Bereich damit nicht kollidierten.

Das Geld aus dem Nachhilfeunterricht wurde für den Kauf von Büchern verwendet. Andere Möglichkeiten zur Ausgabe waren sehr begrenzt. Die Anschaffungen erstreckten sich von Treitschkes *Ausgewählte Schriften* bis zu Paustians *Lustige Sprachzeitschrift*, die ich abonnierte, um meine Englischkenntnisse zu verbessern.

Unsere heimliche Bewunderung galt den Engländern, die es verstanden hatten, ein gewaltiges Weltreich aufzubauen, während wir die Habenichtse in der Welt waren. Daran konnte auch die amtliche Propaganda nicht viel ändern. Es mag sein, daß die Behandlung des englischen Welt-

reichs im Englischunterricht ihre Wirkung nicht verfehlte. *The Growth of the British Empire* hieß die Schrift, die schon vor Ausbruch des Krieges erschienen war.

Der Samstag war inzwischen zum Staatsjugendtag erklärt und blieb ausschließlich den Aktivitäten der Hitlerjugend vorbehalten. Hier war endlich mal ganz offiziell ein Bereich geschaffen, in den die Erwachsenen nicht hineinreden konnten. Die Schule fiel aus, und außerdem wurde Jugend durch Jugend geführt. Und alle waren gleich und hatten sich unterzuordnen, unabhängig von ihrem sozialen Status. Das führte zu einer ungeheuren Steigerung des Wir-Gefühls bis hin zu einer organisierten Aufmüpfigkeit gegenüber den Erwachsenen. Jugend ist zu allen Zeiten ein bißchen mehr oder weniger Trunkenheit ohne Wein gewesen. Von dieser psychischen Grundhaltung von Jugendlichen zu allen Zeiten bis zu den Kampfliedern der Hitlerjugend war es nur ein kleiner Schritt, wenn es da hieß: «*Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren, vorwärts, vorwärts, Jugend kennt keine Gefahren.*» Und die nächste Stufe einer totalen Ergebenheit wurde vieltausendfach in den Jubelszenen in allen deutschen Landen immer wieder beteuert, gedankenlos, unüberhörbar und meistens im Chor: «*Führer befiehl, wir folgen dir!*» Damals herrschte eine Aufbruchstimmung, die durch die Kriegsereignisse noch verstärkt wurde. Es war wie ein musischer Rausch mit Liedern und Trommeln.

So wurde der Krieg mit England als ein Betriebsunfall angesehen, der schon wegen der rassi-

schen Verwandtschaft zwischen unseren Völkern sicherlich auf dem Wege der Verständigung beendet würde. Im übrigen sahen wir zwischen der nationalsozialistischen Devise *«Recht ist, was dem Staate nützt!»* und der englischen Version *«Right or wrong my country!»* keinen Unterschied.

XIV.

Der Krieg war in die Jahre gekommen. Die Alarmzeiten, die wir im Keller verbringen mußten, wurden länger. Das war noch längst kein Grund für die Menschen, ihren Verpflichtungen am Morgen danach mit Verspätung nachzukommen. Wir waren müde und durften es nicht zeigen. Aus den Flugblättern der ersten Tage waren längst Brand- und Sprengbomben geworden. Der Flakgürtel der Luftverteidigung für Hannover zog sich direkt durch Garbsen. Eine Flakbatterie stand in Stelingen, eine andere in Horst, eine weitere im Bereich des heutigen Streitbergs und die nächste auf einer Höhe bei Harenberg. Dazu waren Scheinwerfer an verschiedenen Standorten in diesem Gebiet in Stellung gegangen. Wenn die Flakbatterie vom Streitberg schoß, fielen manchmal bei uns in der Wohnung am Kampweg die Bilder von den Wänden. Es blieb bei Alarm keiner mehr im Bett, wie es im ersten Kriegsjahr schon einmal geschehen konnte. Der Krieg stellte seine Forderungen.

Die sportlich-spielerischen Aktivitäten blieben allmählich auf der Strecke. Wir wurden zu Erntearbeiten herangezogen, an Sonntagen zu Feuer-

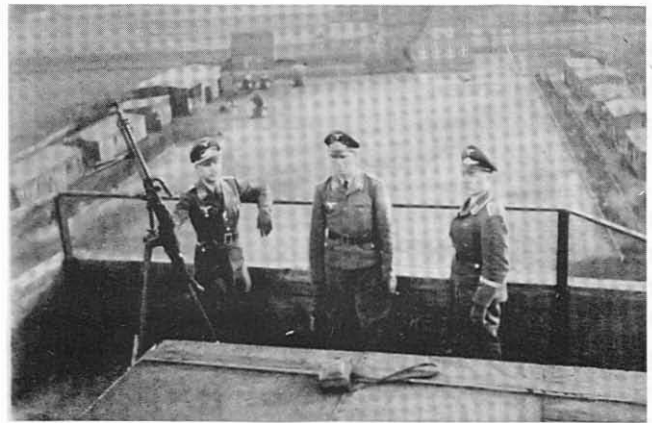


Abb. 8: Auf dem Flakleitstand am Osterberg

wehrlenten ausgebildet und bei Moarbränden und zur Luftschutzwache im Spritzenhaus eingesetzt.

An einem strahlenden Junitag im Jahre 1940 begleitete ich Helmut Wolff von der Schule nach Seelze. Wir fuhren auf unseren Fahrrädern nebeneinander her und beschäftigten uns wie so oft bei solch einer Gelegenheit mit Schulproblemen. In Gümmer waren deutlich Kirchenglocken zu hören. Das war ganz ungewöhnlich an einem Alltag um die Mittagszeit. Wir hielten an und fragten eine Frau, die im Garten beschäftigt war. *«Ja, wißt Ihr das nicht, Paris ist gefallen!»* Bei diesen Worten richtete sie sich auf, stützte sich auf ihre Hacke und blickte uns freudestrahlend an.

Wir vergaßen für den Rest der Wegstrecke alles, was mit der Schule zu tun hatte. Unsere Gedan-

ken kreisten um dieses militärische Großereignis. Dieses Mal hatte kein Wunder an der Marne die Franzosen retten können. Für uns als Fünfzehnjährige stand fest, daß wir für diesen Krieg leider zu spät geboren waren. Wir bedauerten uns noch gegenseitig als Angehörige der Geburtsjahrgänge, über denen die Ungnade der späten Geburt zu liegen schien. In Presse und Rundfunk bezeichnete man von nun an Hitler als den größten Feldherrn aller Zeiten, und viele glaubten es. Helmut Wolff konnte nicht ahnen, daß auch er zu den Klassenkameraden gehörte, die eines Tages nicht zurückkehren sollten.

Es war wie zu allen Zeiten eine Jugend voller Widersprüche. Wer glaubt, wir wären nur noch in HJ-Uniform herumgelaufen und hätten abends im Schlafanzug noch strammgestanden, der irrt sich.

Als Franz Skotzki und ich zu einem Spiel der Auswahlmannschaft des Bannes 274 (das war die HJ-Gliederung auf der Ebene des Kreises Neustadt a. Rbge.) eingeladen waren, machten wir uns mit dem Fahrrad an einem Pfingstsonntag auf den Weg zum Treffpunkt am Bahnhof in Wunstorf, von wo es mit der Bahn weitergehen sollte nach Sulingen. Wir wurden nicht gerade freundlich empfangen, weil wir weder in HJ-Uniform erschienen waren noch unsere HJ-Ausweise bei uns hatten. Wir mußten einiges über uns ergehen lassen. Der Bannsportwart wollte jedoch auf unseren Einsatz nicht verzichten und stellte uns kurzerhand Ersatzausweise aus. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er beim Schreiben den Briefkasten am Bahnhof als Unterlage benutzte.

Wir fühlten uns mehr als nur halbstark und durften an der Heimatfront schon einmal Erwachsene ersetzen. Dennoch wurde das Reichsjugendschutzgesetz nach wie vor voll auf uns angewendet, was schon bei der Tabakzuteilung zum Ausdruck kam. Die weibliche Jugend hatte im allgemeinen keine Schwierigkeit, nach der Parole zu leben *«Ein deutsches Mädel raucht nicht»*. Wenn wir uns im Vereinslokal bei *Schmetz Fritz*, das war in der heutigen Gastwirtschaft Zur Eiche an der Hannoverschen Straße, nach 21.00 Uhr ohne Begleitung von Erziehungsberechtigten aufhielten, kam es schon einmal vor, daß wir das Lokal fluchtartig durch die Fenster verlassen mußten, weil sich der Dorfpolizist Heinrich Riechers dem Tatort näherte.

Man konnte sein Fahrrad einige Tage unangeschlossen im Orte stehenlassen, ohne daß es gestohlen wurde. Man spürte den Knüppel des Gesetzes nicht nur, sondern respektierte ihn auch. Gesetze wurden nicht nur erlassen, sie wurden streng überwacht. Wer gesetzliche Bestimmungen nicht einhielt, eckte ganz empfindlich an.

Als Willi Rinke einmal seiner Lehrstelle einige Tage fernblieb, wurde er durch den Wachtmeister Heinrich Riechers seinem Lehrherrn persönlich wieder zugeführt. Das geschah auf eine sehr direkte und wenig bürokratische Weise. Er mußte nämlich neben dem Fahrrad des Polizisten von Garbsen bis zu seiner Tankstelle in Godshorn herlaufen. Da das Ganze sich in der Öffentlichkeit in einem überschaubaren Rahmen abspielte,

wurde ein Exempel statuiert, das seine abschreckende Wirkung nicht verfehlte.

Für Zimperlichkeit und Wehleidigkeit war kein Spielraum vorhanden. Wir standen unter einem starken Gruppenzwang, der bis zur Schicksalsgemeinschaft hochstilisiert wurde. Die Volksgemeinschaft war das Maß aller Dinge und strapazierte die Bürger über Gebühr.

Ich erinnere mich noch, wie sich Heinz Möhlenbrink bei einem A-Jugendspiel in Neustadt a. Rbge. das Schlüsselbein brach. Er wurde von unserem Begleiter zu Fuß ins Krankenhaus gebracht und dort bandagiert. Nach dem Spiel tauchte er wieder bei der Mannschaft auf und wurde auf seinem Fahrrad mit Hilfe einer organisierten Wäscheleine nach Hause transportiert. Der Ruf nach der Institution war nicht gefragt. Die Institution waren wir selbst und durch unsere Zugehörigkeit zu ihr in erster Linie selbst gefordert.

Auch wir hier hatten irgendwann die Nase voll von Aufgaben und Pflichten und suchten nach einem Ventil. Wir eroberten uns Freiräume, in die die ideologische Beeinflussung nicht hineinreichte. Druck erzeugte Gegendruck, so daß wir findig genug waren, persönliche Nischen zu entdecken.

Wir trafen uns bei Schmett Fritz hinten im Clubzimmer. Dort stand ein altes Grammophon, das wir selbst bedienen durften. Oma Baumgarten sorgte dafür, daß wir uns immer wohl fühlten.

Hier hielten wir uns stundenlang auf, ohne etwas verzehren zu müssen. Geld hatten wir nicht, und die Flucht in den Alkohol war nicht möglich, weil er immer knapper wurde, je länger der Krieg dauerte.

Oma Baumgarten stellte uns aus besonderen Anlässen auch einmal einen Teller mit belegten Broten auf den Tisch, z.B. nach der Musterung. Im allgemeinen wurde man mit 16 Jahren gemustert und mit 17 Jahren eingezogen. Der letzte Gang vor der Einberufung, der aber möglichst lange hinausgeschoben wurde, war der zum Frisör, wo dann die Haare auf Streichholzlänge gekürzt wurden. Nach dem ersten Fronteinsatz trugen die Urlauber genauso stolz wie ihre Tapferkeitsauszeichnung auch wieder einen Salonschnitt.

Wir hockten betont lässig um das Grammophon und bewegten Hände und Füße im Takt, einige imitierten dabei das Geräusch des Jazzbesens. Wir liebten es zu «hotten» und ein Stenz zu sein, und jeder wußte, was damit gemeint war. Wir bewunderten die Taten der Ritterkreuzträger, aber wir fanden doch Zeit, für Rosita Serrano, Zara Leander oder Marika Rökk zu schwärmen.

Die Anzahl der Platten war sehr begrenzt und nicht vermehrbar. Einige hatten durch die dauernde Nutzung erhebliche Macken, so daß der Arm des Plattenspielers bisweilen über eine bestimmte Delle hinweggehoben werden mußte. Wir kannten die Stellen genau, und irgendeiner stand dann immer bereit, den Arm des Grammo-

phons darüber hinwegzuheben, so z.B. immer dann, wenn Rudi Schurike mit seiner einschmeichelnden Stimme die banale Frage stellte *«Hörst Du mein heimliches Rufen?»* oder Peter Ingelhoff mit seiner plappernden Stimme sang *«In meiner Badewanne bin ich Kapitän»*.

Je härter das Kriegsgeschehen auf uns lastete, desto mehr flüchteten wir uns in die Unterhaltung. Trotz der Fliegeralarme und der teilweise chaotischen Verkehrsverhältnisse gelangten wir doch nach Hannover, um Konzerte von Will Glahe oder Bernhard Etté zu besuchen.

Das Regime wußte natürlich um die Notwendigkeit der Ablenkung und Zerstreuung gerade in dieser Zeit und führte eine geschickte Regie, um dieses Ziel zu erreichen.

Mindestens einmal im Monat kam die Gaufilmstelle mit ihren Angeboten in jedes Dorf, und so war der Windhornsche Saal dann immer bis auf den letzten Platz gefüllt, wenn das Programm, das aus der Wochenschau, einem Kulturfilm und einem Spielfilm von anderthalb Stunden bestand, abgespult wurde. Vom *«Choral von Leuthen»* über *«Krach um Jolanthe»* bis zum Tendenzfilm *«Jud Süß»* reichte das Angebot. Eigentlich hatte sich damals kein Schauspieler von Rang und Namen den Wünschen des Propagandaministers Goebbels verweigert, und so konnte man seine Filmieblinge dank der reibungslosen Organisation durch die Gaufilmstelle in Garbsen bewundern, wenn z.B. Willi Birgel für Deutschland über

die Leinwand ritt. *«Reitet für Deutschland»*, so oder ähnlich hieß einer seiner Filme.

Wer damals ins Kino ging, der wurde in der Wochenschau der Propaganda ausgesetzt, manchmal auch ein bißchen im Kulturfilm. Aber die Spielfilme waren in höchstem Maße unpolitisch. Es gab zwar einen Film *«Der Hitlerjunge Quex»*, den ich nie gesehen habe, aber die ganze Nation hatte sich mit dem Film *«Quax der Bruchpilot»* mit Heinz Rühmann amüsiert.

Das Verblüffende am Unterhaltungsfilm war, daß die Gegenwart des Regimes total ausgeblendet wurde. Kein Parteiabzeichen, kein Hakenkreuz weit und breit, sondern eine bürgerliche Welt im Frack, nie ein deutscher Gruß, sondern ein formvollendeter Handkuß. Wenn schon Menschen in Uniform auftauchten, dann wurden sie weit hergeholt, meistens aus der k und k Doppelmonarchie. Auch die Filme aus dem Kriege *«Mutterliebe»*, *«Frauen sind doch bessere Diplomaten»* oder *«Der weiße Traum»* gaukelten den Menschen noch eine heile Welt vor, als Teile dieser Welt schon in Trümmern lagen. Das Publikum erlebte, was es immer sucht und gesucht hat, die Erfüllung seiner privaten Wunschträume, alles geschickt inszeniert für ein Doppelleben.

Den absoluten Höhepunkt in der Palette der Unterhaltung bildete sicherlich das Wunschkonzert, das jeden Samstagnachmittag ausgestrahlt wurde. In dieser Zeit versammelte sich buchstäblich die ganze Nation am Rundfunkgerät. Für

einige Stunden wurden die Sorgen und Ängste total verdrängt, wenn Heinz Goedecke mit seiner sympathischen Stimme die Wünsche der Soldaten vortrug und die Künstler mit Rang und Namen ansagen konnte, die sich für diese Veranstaltung ohne Ausnahme zur Verfügung gestellt hatten. Hierzu wurde in einer für damalige Verhältnisse perfekten Weise die Verbindung zwischen Front und Heimat hergestellt.

Es war niemand, der sich nicht angesprochen fühlen mußte, denn alle waren wir Betroffene und fühlten uns über den Äther mit denen verbunden, deren schmerzliche Trennung wir ertragen mußten und die wir außerdem in großer Lebensgefahr wähnten. In einer wohl dosierten Fülle und einer raffinierten Hülle lief das Programm ab, in dem die Heimat der Front die Hand reichte, wie man immer wieder recht theatralisch behauptete. Das Geschehen wirkte wie eine Droge auf die Zuhörer, und wenn W. Strienz zum Abschluß sang *«Und wieder geht ein schöner Tag zu Ende, voller Glück und Sonnenschein»* – dann glaubten es die Menschen, wenigstens für eine Zeit, trotz der unsäglichen Qualen, die bei dem Totentanz mit dem Füllhorn ausgeschüttet wurden.

Einen bescheidenen Abglanz dieser Großveranstaltung, aber für die dörflichen Verhältnisse trotzdem sehr eindrucksvoll, erlebten die Garbseener, als das Musikkorps des Fliegerhorstes Wunstorf zu einem Wunschkonzert aufspielte. Der Windhornsche Saal war an diesem Abend bis auf den letzten Platz gefüllt. Und die Besucher platz-

ten geradezu vor Neugier, bis sie endlich erfahren hatten, welche Musikstücke sich ganz bestimmte Leute auserkoren hatten. Dabei habe ich noch in Erinnerung, daß sich der Lehrer Wilhelm Dahle mit seiner Frau die Ouvertüre zu *Dichter und Bauer* wünschte, weil der Wunsch sicherlich ein wenig aus dem Rahmen fiel.

So richtig in Schwung kamen wir Jugendlichen aber erst, als das Musikkorps nach der Pause in kleiner Besetzung zur Hitparade der gängigen Schlager aufspielte, als der Schlagzeuger mit dem Jazzbesen und die Trompeter mit den Schalldämpfern dominierten. Der nationalpolitische Zweck der Veranstaltung geriet dabei völlig in den Hintergrund. Das fiel uns nicht schwer, denn wohin man sich im Alltag auch wandte, überall stieß man auf die Belange der Volksgemeinschaft.

Doch schnell hatte uns die Realität wieder eingeholt. Wir schlüpfen behende in die Rolle, die von uns gefordert wurde: Morgens als Schüler auf dem Wege zur Schule und abends auf Luftschutzwache im Spritzenhaus. Wir waren reine Verwandlungskünstler auf dem Wege zu unserer Glückseligkeit, wie wir sie verstanden. Wir stellten aber auch kaum Bedingungen, um glücklich zu sein. Anpassen war nicht im geringsten mit einem negativen Beigeschmack belastet, sondern lebensnotwendig.

In einem bestimmten Turnus hatten wir uns abends zur Feuerwache im Gerätehaus einzufin-

den. Das unscheinbare Gebäude stand seinerzeit an der Calenberger Straße, etwa der Einmündung der heutigen Straße «Im Winkel» gegenüber. Dort waren die Geräte der Feuerwehr einschließlich der Handdruckspritze untergebracht. Ein Teil war als Wachraum mit einigen Holzpritschen zum Schlafen abgebaut. Hier zog jeden Abend eine Feuerwache auf, die aus einigen Jugendlichen und einem älteren Wachführer bestand. Wir erschienen dort ganz zivil. Im Notfall stülpten wir uns einen der Feuerwehrhelme aus Pappmaché auf den Kopf, die an der Wand hingen. Das war alles, was zu unserem persönlichen Schutz zur Verfügung stand. Wir Jugendlichen blieben grundsätzlich wach. Wenn wir nicht gerade Skat spielten, nutzten wir die Zeit zu mitternächtlichen Streifzügen durch die Obstgärten in der Nachbarschaft. Je nach Luftlage kannten wir dann in der Nacht nach Hause gehen.

XV.

Dach der Luftkrieg hinterließ auch in Garbsen seine Spuren, so z.B. in der Nacht vom 19. auf den 20. Juli 1941.

Es war gerade ein Wochenende, und die Einwohner von Garbsen wallten sich von dem anstrengenden Arbeitseinsatz in der Wache erholen. Die 48-Stundenwache gehörte längst wieder der Vergangenheit an. Gegen 22.00 Uhr wurde durch den uns vertrauten Ton der Sirene Fliegeralarm gegeben. Wir zagen uns an und gingen in den

Keller. Es ging alles sehr schnell. Im Luftlagebericht hieß es: *«Die feindlichen Flugzeuge befinden sich im Anflug auf Hannover. Fenster und Türen schließen.»* An dem heftigen Flakfeuer merkten wir, daß die Maschinen über uns waren. Dach dazwischen war deutlich das Signalhorn der Feuerwehr zu vernehmen. Fast gleichzeitig erschien Siegfried Hilke, der als Mitglied der Feuerwache mit dem Fahrrad unterwegs war, um mich persönlich zu alarmieren. Ich hatte mich als Jugendfeuerwehrmann unverzüglich im Gerätehaus einzufinden.

Meine Mutter ließ mich nur ungern aus dem Keller. Draußen empfing mich ein wütendes Flakfeuer. Ich rannte den Kampweg entlang. Neben dem uns vertrauten Ton, der durch Flaksplinter verursacht wurde, war ein eigenartiges Zischen und Pfeifen zu hören. Das konnten nur Bomben sein. Deutlich vernahm ich das Aufheulen von Flugzeugmotoren, dazwischen erregte Stimmen. Brandgeruch lag in der Luft. Instinktiv warf ich mich in ein Kornfeld. Der südliche Teil des Kampweges war nach nicht bebaut. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich dort gelegen habe, bis es mich weitertrieb. Blaß nicht vor den anderen blamieren, die vielleicht schon vor mir das Gerätehaus erreicht hatten.

Als ich dort ankam, war die Spritze schon draußen. Wir zagen sie zum Wohnhaus der Familie Wulf. Dort brannte der Dachstuhl lichterloh. Menschen hasteten hin und her und schlepten Gegenstände aus der Wohnung im Erdgeschoß. In

einem Raum, der schon voller Rauch war, hingen zahlreiche Tischlerwerkzeuge an den Wänden. Doch schon bald konnten wir das Gebäude wegen der starken Rauchentwicklung und der herabstürzenden Deckenteile nicht mehr betreten.

Das Haus war mit unserer Handdruckpumpe nicht zu retten. Während der Nacht wurden wir durch eine Einsatzgruppen der Seelzer Feuerwehr verstärkt, die schon über eine Motorspritze verfügte.

Auch bei Scharnikow gegenüber und bei Windhorn neben Bäcker Himmler brannte es. Dort lag eine Kuh verendet im Stall. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir in jener Nacht im Einsatz waren. Lange können wir nicht im Bett gelegen haben; denn am anderen Morgen gingen die Aufräumarbeiten weiter.



Abb. 9: Am Sonntagmorgen nach dem Angriff auf Garbsen

Der 20. Juli 1941 war ein Sonntag. Ich kann mich noch genau erinnern, wie Radfahrer mit Badeutensilien auf den Gepäckträgern vor der Brandstelle hielten und uns beim Aufräumen zuschauten. Nachdem sie ihre Neugier gestillt hatten, fuhren sie weiter Richtung Blauer See. Es versprach ein schöner Badetag zu werden.

So schnell können Menschen – wahrscheinlich besonders im Kriege – schreckliche Ereignisse verdrängen, wenn sie nicht selbst unmittelbar betroffen sind.

Im Wehrmachtbericht vom 20. Juli hieß es dazu ganz nüchtern, fast unbeteiligt: *«Britische Kampfflugzeuge warfen in der letzten Nacht an wenigen Orten Nordwestdeutschlands, vor allem auf die Stadt Hannover, Spreng- und Brandbomben. Wehrwirtschaftlicher oder militärischer Schaden entstand nirgends. Nachtjäger schossen eines der angreifenden Flugzeuge ab»*. Garbsen war zu unbedeutend und wurde nicht erwähnt.

Doch der Grad der Betroffenheit wurde für jeden von Tag zu Tag größer. Wir siegten laut Wehrmacht zwar noch immer, aber die Siege wurden besonders durch den Rußlandfeldzug mit großen Verlusten erkaufte. Es war nicht zu übersehen, daß die Reihen der mit dem Eisernen Kreuz versehenen Todesannoncen in der Tageszeitung immer länger wurden. Unter denen, die für Führer, Volk und Vaterland – so hieß es immer stereotyp in der Anzeige – gefallen waren, erschienen immer wieder Namen, die uns persönlich bekannt wa-



Abb. 10: Jugoslawische Kriegsgefangene beim Wiederaufbau auf dem Grundstück Wulf

ren. Hinzu kam nach das Schicksal der Vermißten, deren Namen sich wie ein Lauffeuer im Ort herumsprachen. Ihr Tod ist in den meisten Fällen nie öffentlich angezeigt worden.

Doch die Trauer um die Opfer vollzog sich vor allem im stillen Kämmerlein. Das meiste von ihrem Schicksal blieb im Verborgenen. Falls es überhaupt möglich war, wurden sie in fremder Erde bestattet, für die Angehörigen unerreichbar.

Ganz anders war das mit Werner Rehling. Er stammte aus einem katholischen Elternhaus und hatte sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet wie andere aus meinem Freundeskreis auch. Wer nun glaubt, daß sich diese Jugendlichen als besonders fanatische Hitlerjungen hervorgetan hätten, der muß sich eines besseren belehren lassen.

Man geht außerdem fehl in der Vermutung, daß die Eltern etwa als linientreue Parteigänger bei den Jugendlichen Einfluß ausgeübt hätten. Das Gegenteil war oft der Fall. Mir sind gerade in diesem Zusammenhang Elternhäuser bekannt, von denen ich mit Sicherheit weiß, daß sie gegenüber dem Regime eine kritische Distanz eingehalten haben.

Diese Jugendlichen wollten sich in einer Eliteeinheit bewähren, die in den ersten Jahren des Krieges an ihre Bewerber noch besondere Anforderungen stellte. Über allem lag ein bißchen geschichtliche Erinnerung an die «langen Kerle» des Saldatenkönigs. Wer die Angehörigen dieser Fronteinheiten mit den Vorkommnissen in den Konzentrationslagern in Verbindung bringt, belastet und diffamiert sie zu unrecht. Ganz abgesehen davon, daß uns Konzentrationslager für politische Gegner 1941 nicht besonders ins Auge fielen. Daß jemand im Barackenlager untergebracht wurde, war so außergewöhnlich nicht. Dieses Schicksal hatten Menschen vielfältig zu ertragen: beim männlichen und weiblichen Arbeitsdienst, bei der Wehrmacht, in der Rüstungsindustrie, als Ausgebombte und Kriegsgefangene, nach dem Selbstverständnis des Regimes auch all diejenigen, die ihren Pflichten zur Arbeit nicht freiwillig nachkamen. Im Laufe der Jahre wurde die Unterbringung in einer Baracke zur Normalität für zahlreiche Menschen.

Werner Rehling war nach einer mehrwöchigen Grundausbildung in Holland sofort mit seine

Einheit an die Ostfront verlegt worden. Bereits am 10.09.1941 wurde er in der Kesselschlacht astwärts von Kiew schwer verwundet. Am 21.09. schrieb er seinem Bruder aus einem Feldlazarett einige persönliche Zeilen, die nur mit Mühe zu entziffern sind. *«Mich hat es ganz schön erwischt. Und ich weiß nicht, ob ich je wieder richtig gehen kann. Noch bin ich unter den Lebenden!»*

Was muß in diesen Tagen in ihm vorgegangen sein. Werner Rehling war kein Graben zu breit und kein Baum zu hoch. In der A-Jugend gab er keinen Ball verloren und ließ sich nach einem Spieler der Meistermannschaft von Hannover 96 aus dem Jahre 1938 gern «Pähler» rufen.

Er muß dann nach Magdeburg in ein Heimatlazarett verlegt worden sein. Es existiert ein ausführlicher Brief vom 30.09., der von einem Stubenka-



Abb. 11: Die A-Jugend aus Gorbsen (links) und Wunstorf auf dem Sportplatz in der Gorbsener Schweiz

meraden verfaßt wurde, da er selbst nicht schreiben konnte. Danach wurden beide Oberschenkel durch Granatsplitter getroffen. Besonders am rechten Oberschenkel hatte er eine tiefe Wunde. Wörtlich heißt es im Brief: *«Es wurden die Vene und die Hauptschlagader getroffen. Durch ärztlichen Eingriff wurden die Adern wieder zusammengeflickt. Eine vollkommene Durchblutung des Fußes blieb aus. Soeben war wieder der Arzt da und sagte, daß es nicht anders möglich ist, als den schon abgestorbenen Teil abzunehmen»*. Es wird dann weiter mitgeteilt, daß sich Werner Rehling mit der Amputation abgefunden habe. *«Sie brauchen keine Bange um ihn zu haben, er ist ja so stark!»* Man machte sich an diesem Tage bereits Zukunftsgedanken und sprach über eine notwendige Umschulung im Beruf. Mit der gleichen Post wurde eine Bescheinigung des Lazarets vom 01.10.1941 für eine Fahrpreisermäßigung beigelegt.

Als sich sein Bruder in den nächsten Tagen auf die Bahn begab, um Werner Rehling im Lazarett zu besuchen, kam er bereits zu spät. Die notwendige Operation hatte er nicht überstanden. Er wurde nach Garbsen überführt und auf der Diele bei Familie Schneehage aufgebahrt. Unter großer Anteilnahme der Einwohnerschaft wurde er an einem sonnigen Oktobertag auf dem Friedhof in Garbsen beigesetzt. Heinz Möhlenbrink und ich sollten den Kranz im Namen seiner Freunde niederlegen. Es war für uns ein schwerer Gang. Schließlich war erst knapp ein halbes Jahr ver-

gangen, seit er das letzte Mal mit uns am Blauen See oder zu einem Punktspiel unterwegs war. Wir standen da am offenen Grabe und hatten Mühe, uns aufrecht zu halten. Eine Abordnung einer militärischen Flakeinheit aus Garbsen schoß einen Ehrensäul. *«Beisetzung mit militärischen Ehren»* sagte man dazu. Wir waren jedenfalls froh, als wir uns nach der Niederlegung des Kranzes in die hinteren Reihen zurückziehen konnten.

So war das also mit dem Heldentod. Zwar hatten wir genug darüber erfahren, waren eingestimmt worden auf dieses Ereignis. Doch wer hatte sich schon dabei etwas gedacht, wenn Rudolf Kinau in den Morgenfeiern der Reichssender der deutschen Jugend zurief:

*«Gehst Du nach vorn, Kamerad,
ich gehe mit,
läufst Du zum Sturm, Kamerad,
ich halte Schritt!
Schlägt's Dich in Scherben,
ich stehe für zwei,
und geht's zum Sterben,
ich bin dabei!»*

Wie oft hatten wir gesungen: *«Unsere Fahne flattert uns voran, unsere Fahne ist die neue Zeit»*. Und zum Schluß hieß es dann in dem Lied der deutschen Jugend: *«Unsere Fahne führt uns in die Ewigkeit, unsere Fahne ist mehr als der Tod!»*.

Es sang sich so leicht und hörte sich nicht einmal schlecht an. Mit dem Maßstab der Vernunft ist

das alles nicht zu messen. Wir glaubten an die Verheißungen der Morgenfeiern. Wie konnte eine Jugend so verzaubert werden!?

Vielleicht spürten wir in diesen Tagen zum ersten Mal, daß das nicht die ganze Wahrheit war. Die Tür zum Heldentod hatte sich für uns einen Spalt breit geöffnet. Aber zum Nachdenken war wenig Zeit, das alles ging unter im Strudel der Ereignisse.

Heinz Möhlenbrink war von dieser Zeit an von einer bestimmten Angst vor der Zukunft erfaßt, die sich bis zu einer gewissen Todesahnung ausweitete und ihn nie wieder losließ.

Zwei Jahre später erfuhren wir, daß er bei einer Absetzbewegung im Schneetreiben in Rußland den Anschluß an seine Einheit verpaßt hatte und als vermißt gemeldet wurde. Für einige Jahre blieb den Eltern nach ein Keim der Hoffnung auf die Rückkehr ihres einzigen Sprößlings, bis sie darüber hinwegstarben. Von ihm hat es nie wieder ein Lebenszeichen gegeben.

1939 hatte er mir noch als Fünfzehnjähriger ins Poesiealbum einen Spruch Hitlers geschrieben: *«Deutschland ist da, wo starke Herzen sind»*. Dabei gehörte er zu denen, die es lieber zivil und bequem liebten. Militärischer Drill war ihm immer zuwider gewesen. Er war auch der einzige Jugendliche aus meinem Freundes- und Bekanntenkreis, der sich nicht freiwillig meldete.

Es gehört viel Einfühlungsvermögen der nachgeborenen Generation dazu, wenn man diese Widersprüche auflösen will.

XVI.

Das Jahr 1941 neigte sich seinem Ende zu. Ich mußte damit rechnen, daß mein Jahrgang im Laufe des Jahres 1942 eingezogen wurde. Wenn ich mich freiwillig meldete, konnte ich Einfluß auf die Waffengattung nehmen. Berufswünsche der männlichen Jugend endeten allemal am Kasernentor, die der weiblichen im Reichsarbeitsdienstlager oder bei einer anderen Dienstverpflichtung. Schüler der höheren Schulen konnten mit der Anerkennung der Reife ein halbes Jahr vorher rechnen, wenn sie sich als aktiver Offiziersanwärter bewarben.

Zu allen Zeiten wurden Schüler von der Ungeduld beherrscht, das zu beenden, was sie gerade tun. So versuchte auch ich, meine Pennälerexistenz dadurch etwas abzukürzen, daß ich mich als aktiver Offiziersanwärter zur Kriegsmarine meldete. So außergewöhnlich war dieser Entschluß nicht, denn der Offizier stand ganz sicher damals in der Skala der Beliebtheit der Berufe an erster Stelle.

Bereits im Januar 1942 hatte ich mich zu einer mehrtägigen Eignungsprüfung in Kiel-Wyck einzufinden. Mir war schon etwas seltsam zumute. Ein grauer wolkenverhangener Himmel lag über

der Kieler Förde. Die Kriegsschiffe in ihrer schmutzig-grauen Tarnfarbe, die mir übrigens bis zu diesem Zeitpunkt nur auf Bildern oder in der Wochenschau begegnet waren, verstärkten diesen Eindruck. Die Atmosphäre eines Marinestützpunktes zu Beginn des vierten Kriegsjahres kam mir sehr fremdartig vor und wirkte wenig anziehend auf mich. Das alles war nicht gerade dazu angetan, mich für meine Zukunftsaufgabe zu begeistern.

Man traute wohl den Zensuren der Schule nicht so ganz, denn wir wurden kräftig durch die Mühle gedreht. Am Anfang stand eine Körperleistungsprüfung an verschiedenen Geräten. Verlangt wurde auf jeden Fall ein Abgang über das Hochreck. Ich sehe noch, wie sich einige der Bewerber mit dem Mut der Verzweiflung einfach über die Reckstange wälzten und nicht gerade sanft in den Sägespänen unter dem Gerät aufschlugen.

Mich würde heute schon interessieren, was ich damals zu dem Thema *«Nennen Sie mir den Unterschied zwischen Spiel und Sport»* geschrieben habe. Dafür gab es 20 Minuten Zeit. Einige andere Bereiche der Prüfung habe ich inzwischen vergessen. Ich kann mich aber noch ganz genau erinnern, wie wir vor einem Gremium von Offizieren, deren hohe Dienstgradabzeichen meine Hilflosigkeit noch vergrößerten, Kurzvorträge halten mußten. Mein Thema lautete: *«Nennen Sie mir die soziologischen Einflüsse des Krieges für unser Volk»*. Viel ist mir dabei sicherlich nicht

eingefallen. Den Krieg habe ich als große negative Auslese für unser Volk dargestellt, da die Besten und Tapfersten fallen. Den Krieg sogar als Unglück zu bezeichnen – so weit habe ich mich sicherlich nicht vorgewagt.

In unangenehmer Erinnerung ist mir auch noch das Einzelgespräch bei einem Psychologen. Er blätterte in meinen Bewerbungsunterlagen. Dazu gehörten u.a. die letzten Schulzeugnisse, ein Lebenslauf, der arische Nachweis meiner Abstammung bis zu den Großeltern. Er überraschte mich mit der Frage, ob ich schon einmal eine große Tat vollbracht hätte. In meiner jugendlichen Unbekümmertheit verwies ich auf bestimmte Schulleistungen und sportliche Erfolge, die sich sicherlich sehen lassen konnten. Er unterbrach mich barsch und provozierte mich noch mehr. Die von mir genannten Leistungen seien selbstverständlich und könnten von jedem erbracht werden. Von einem angehenden Marineoffizier erwarte man aber etwas Besonderes. Das verschlug mir dann fast die Sprache. Zum Schluß fiel mir dazu ein, daß ich bisher keine Gelegenheit gehabt hätte, eine große Tat zu vollbringen.

Jedenfalls war ich froh, als ich wieder zu Hause war und machte mir eigentlich keine große Hoffnung. Nach einigen Wochen bekam ich zu meiner Überraschung einen positiven Bescheid und gleichzeitig einen Stellungsbefehl für den 01. Juni 1942.

Am 31. Mai fuhr ich abends mit dem letzten Bus nach Hannover zu einer Tante, um von dort aus

den D-Zug Richtung Stralsund um 3.30 Uhr pünktlich zu erreichen.

Vor Aufregung konnte ich nicht schlafen und die Zeit gar nicht abwarten, bis es endlich so weit war. Immer wieder blickte ich aus dem Fenster über die Dächer der Altstadt von Hannover, die in jenen Tagen noch keine auffälligen Schäden durch Bomben aufwies.

Noch war unser Weltbild stimmig. Die deutschen Truppen standen vom Nordkap bis Afrika, vom Atlantik bis an die Wolga. Deutsche U-Boote drangen bis in den Golf von Mexiko vor. Im Unterricht hatten wir uns mit der militärischen Lage eingehend befaßt. Im Ersten Weltkrieg trugen die deutschen Soldaten auf ihrem Koppelschloß die Losung *Gott mit uns*. Es hatte ihnen gar nicht genutzt, weil der liebe Gott immer mit den stärksten Bataillonen ist, wie Friedrich der Große behauptet hatte. Es gab keine Zweifel. Dieses Mal konnte der liebe Gott nur mit uns sein.

Es herrschte zu diesem Zeitpunkt alles andere als eine Endzeitstimmung in Deutschland. Persönlich kam in mir weder ein Gefühl der Freude noch der Begeisterung auf, sondern die Grundstimmung war eher gedämpft skeptisch. Meine Gedanken kreisten mehr um das, was ich zurückließ.

Nachdem wir nach einem längeren Fußmarsch vom Bahnhof in Stralsund die Brücke zum Dänholm überquert hatten, kam das Kasernengelände in Sicht. Spätestens in diesem Augenblick blickte niemand mehr zurück, sondern jeder



Abb. 12: Ein Blick in den Gemeindesaal der ev. luth. Kirchengemeinde an der Calenberger Straße während des Zweiten Weltkrieges. Frauen aus Garbsen handarbeiten für ihre Frontsoldaten.

wollte da vorn etwas erhaschen von dem, was ihn für die Zukunft erwartete.

Wenig feierlich, eher banal, jeder auf sich gestellt, endete unsere Schulzeit offiziell am Kasernentor, wie hier und andernorts so oft in der Praxis erprobt. Von der romantischen Atmosphäre, die Lale Andersen jeden Abend vom Soldatensender Belgrad mit ihrem Lied der Lilli Marleen – *«Vor der Kaserne, vor dem großen Tor ...»* – verbreitet hatte, war nichts zu spüren. Die Wirklichkeit der Rekrutenkompanie hatte uns bald fest im Griff.

XVII.

Ich habe mich bemüht, ein Bild von der Geschichte meiner Schulzeit zu entwerfen. Grenzen

und Möglichkeiten wurden im wesentlichen bestimmt durch mein Erinnerungsvermögen. Daher wird es nicht ausbleiben, daß sich andere Zeitzeugen ein anderes Bild machen.

Was ich in erster Linie beschrieben habe, sind meine Erfahrungen vor der eigenen Haustür. Wir sind im Umgang mit unserer Vergangenheit auf Glaubwürdigkeit angewiesen.

Die Bilder haben nicht viel mit Terror und Rechtlosigkeit zu tun. Das hängt sicherlich damit zusammen, daß große Kriminalität und Skrupellosigkeit auf höchster Regierungsebene im kommunalen Bereich durch das Verhalten seiner Würdenträger entschärft wurde. So konnte dem Bürgermeister der damaligen Gemeinde Garbsen Willi Ledder anlässlich seiner Entnazifizierung nach 1945 durch ehemalige Mitglieder der kommunistischen Partei in Garbsen ein menschlich faires Auftreten bescheinigt werden. Es wurde vom Entnazifizierungs-Hauptausschuß am 16.03.1949 festgestellt, daß der Betroffene den Nationalsozialismus unterstützt hat (Kategorie IV) und *«während seiner Tätigkeit als Ortsgruppenleiter und Bürgermeister in Garbsen sich keiner schlechten Handlungen schuldig gemacht hat»*. Nicht überall konnten die Bürgermeister nur als Mitläufer eingestuft werden.

Durch Recherchen in diesen Tagen habe ich in Erfahrung gebracht, daß sich die Gebrüder Lazarus im elterlichen Hause in der Nähe der Hölty-schule aufgehalten haben, bis sie im Frühjahr

1942 deportiert wurden. Ich weiß nicht, ob es vorher noch Kontakte zwischen ihnen und Schülern gegeben hat. Die Eltern werden sicherlich darauf bedacht gewesen sein, sie von der Öffentlichkeit abzuschirmen.

Es drängt sich mir die Frage auf, worum ehemalige Mitschüler nicht versucht haben, etwas über sie in Erfahrung zu bringen. Worum waren sie aus unserem Bewußtsein ausgelöscht, obgleich sich ihr Schicksal hinter der Hausfassade vollzog, die wir täglich durch die Fenster unseres Klassenraumes einsehen konnten.

Trotz der räumlichen Nähe waren wir mit unseren Gedanken weit von ihnen entfernt. Zwischen uns lagen Welten.

Zwei Gründe, die sich in ihrer Wirkung gegenseitig noch verstärkten, möchte ich zum Verständnis, weniger zur Rechtfertigung für unsere Einstellung anführen:

Durch die Kriegereignisse wurden wir völlig zugedeckt. Als Jugendliche waren wir hoffnungslos überfordert und hatten genug mit unserer eigenen «Zwangsjacke» zu tragen. Was war

denn in jenen Tagen ein Menschenleben wert?! Der Krieg hielt eine überaus reichliche Ernte unter den Menschen, die uns persönlich sehr nahe standen. Die Angst um das eigene Überleben forderte ihren Tribut.

Wenn außerdem eine Idee zur Ideologie entartet, dann verschwinden die Konturen zu Unrecht und Terror leicht. Die Menschen fühlen sich als Handelnde einer unfehlbaren Heilslehre verpflichtet, der sie grenzenlos vertrauen. Der Zweck heiligt das Mittel. Es geschieht alles «im Namen des Volkes». Die Vernichtung des Gegners wird dann sogar als notwendige Handlung empfunden.

Vor dieser Gefahr sind wir auch heute nicht sicher. Trotz der bitteren Erkenntnis, die man aus der Geschichte des Dritten Reiches und anderer totalitärer Herrschaftsformen gewinnen kann, stehen noch wie vor «*Menschen geistig an der Rampe von Auschwitz*» (Wolfgang Marienfeld, *Der Historikerstreit*. Hannover 1987).

Die Erinnerung ist die Voraussetzung zur Versöhnung. «*In der Vergangenheit ist reichlich Stoff zur Freude und Wehmut, zur Zufriedenheit mit sich und zur Reue,*» sagte W. von Humboldt. Dem habe ich nichts hinzuzufügen.

Anhang

Nationalsozialistische Schulerziehung in Garbsen (Rose Scholl)

Zum Text Karl-Heinz Strehlkes: Karl-Heinz Strehlke schildert im vorliegenden Text streiflichtartig einige Begebenheiten aus seiner Kindheit und seinem Schulalltag.

Ostern 1931 wurde der damals Sechsjährige eingeschult und besuchte bis 1934 die Volksschule in Seelze. Er wechselte zum fünften Schuljahr in die «Gehobene Abteilung» im gleichen Haus. Ab 1937, seinem Umzug aus der Seelzer Riedel-de-Haen-Arbeitersiedlung in das neubaute elterliche Eigenheim am Kampweg im Nachbarort Garbsen, pendelte er zunächst weiter nach Seelze. Nach seiner Konfirmation besuchte er die Höltysschule in Wunstorf, damals «Oberschule für Jungen in Aufbauform». Von der Schulbank kam er 1942 direkt in die Kaserne.

Hier enden Karl-Heinz Strehlkes autobiographische Aufzeichnungen. Es fällt auf, daß er nie Schüler an einer Garbsener Schule war. Doch sein Name ist mit Garbsen verbunden, weil er familiär, beruflich und politisch in Garbsen tätig war und ist und heute noch hier lebt¹.

Seine Quellen zur Vergangenheit sind größtenteils Erinnerungen und nicht immer beweiskräftige Fakten. Sie sind auf Tonkassetten gesprochen und in diesem Heft fast unverändert zum Abdruck

gekommen². – Zeugnisse des persönlichen Gedächtnisses wie Strehlkes «Erzählte Geschichte» sind erst in den letzten Jahren zunehmend in das Interesse der deutschen Geschichtswissenschaft gerückt; mittlerweile sind «Oral-History-Forschung» und die «Biographische Forschung» anerkannte historische Methoden³.

Archivalische Quellen zur nationalsozialistischen Schulerziehung in Garbsen: Quellen zur Geschichte im traditionellen Sinne sind schriftliche Zeugnisse, wie sie in Archiven aufbewahrt und erschlossen werden. Das Stadtarchiv Garbsen ist erst seit einigen Monaten im Aufbau. Dort befinden sich einige Schriftstücke aus der Garbsener Volksschule während der Zeit des Nationalsozialismus, die zur Ergänzung der Erinnerungen Karl-Heinz Strehlkes herangezogen wurden. Sie wurden ihrerseits durch Zeitzeugenbefragungen ergänzt.

Es handelt sich um die Lehrberichte der Schuljahre 1936/1937, 1940/1941, 1943/1944 und ein Klassenbuch der «Ländlichen Berufsschule» aus dem Schuljahr 1938/1939⁴.

¹ Zur weiteren Biographie Karl-Heinz Strehlkes vgl. den Beitrag von Jürgen Hamacher, Zur Person, in: Dörfliches Leben im Kaiserreich. Garbsen 1992 (= Schriftenreihe zur Stadtgeschichte, Heft 1)

² Die verschriftlichte Fassung wurde vom Autor strukturiert, korrigiert, teilweise ergänzt und mit Abbildungen versehen.

³ Vgl. z.B. Herwart Vorländer (Hg.), Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990 (= Kl. Vandenhoeck-Reihe, 1552) und Werner Fuchs, Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Opladen 1984

⁴ Stadtarchiv Garbsen, Bestand «Schule Garbsen», lfd. Nr. 3–6.

Lehrberichte sind vorgedruckte Hefte, die Platz für Eintragungen des Lehrers über den Zeitraum, Unterricht in den einzelnen Fächern und allgemeine Bemerkungen enthalten. Pro Woche steht eine Doppelseite zur Verfügung.

Bei den ersten beiden Berichten der Garbsener Reihe ist der erste Eintrag jeder Doppelseite für den «Wochenspruch» reserviert. Neben dem üblichen Fächerkanon existieren die Fächer «Nationalpolitische Stoffe», «Naturlehre» mit den Zusätzen «Luftfahrt – Luftschutz» sowie «Leibesübungen» mit «Wehrsport».

1943/1944 sieht der Bericht etwas anders aus; «Wochenspruch» und «Nationalpolitische Stoffe» sind zusammengedrückt und stehen an erster Stelle. «Leibeserziehung» rückt vom 13. auf den zweiten Platz.

Alle Eintragungen sind durchgehend in der Handschrift von Hauptlehrer Fellersmann (Vergleiche zur Identifikation lagen vor); lediglich im ersten Bericht haben Lehrer Dahle Eintragungen für «Leibesübungen» und wohl Mund – der dritte zu der Zeit beschäftigte Lehrer – Vertretungsstundeninhalte vorgenommen. Von Schulrat Benjes liegen einige wenige Sichtvermerke vor; ein Hinweis darauf, daß Fellersmann sich grundsätzlich vor der Schulaufsichtsbehörde rechtfertigen mußte.

Die Hefte weisen große Lücken auf, was gegen eine strenge Kontrolle der Aufsichtsinstanz spricht. So sind z.B. die Spalten für Religion und

Nadelarbeit nie ausgefüllt, manchmal – besonders gegen Ende des Schuljahrs – sind die Seiten fast leer.

– Im ersten Bericht (1936/1937) markieren Feste den nationalsozialistischen Jahreslauf. «Führers Geburtstag» (20. April), der Erste Mai, Muttertag, ein Jugendfest in der Woche nach dem 15. Juni («Sport bei den Germanen»), die 150-jährige Wiederkehr des Todes Friedrichs des Großen (17. August), die Olympiade in Berlin (August), der «Neunte November» (1923: Hitlerputsch in München) werden in der Schule gefeiert, dagegen schlägt sich die vorweihnachtliche Zeit verhältnismäßig wenig in Gedichten, Liedern und im Zeichenunterricht nieder. Im Musikunterricht werden «Ich bin ein deutscher Knabe» und «Nach Ostland geht unser Ritt» gesungen. Wochensprüche werden noch nicht eingetragen.

– Im Lehrbericht der Klasse IV (7./8. Schuljahr) der Kriegsjahre 1940/1941 tauchen die Wochensprüche regelmäßig auf. Es wird an die Opferbereitschaft bis zum Tode appelliert – wer dabei nicht mithält, dem droht der Ausschluß aus der Gemeinschaft. Dabei werden besonders die männlichen Schüler (die zukünftigen Soldaten!) angesprochen. Einige Beispiele:

Die ewigen Pessimisten und Nörgler haben noch kein Volk gerettet, aber zahlreiche Staaten und Reiche zerstört (22.04.1940). Wir wollen uns zu dem großen Bekenntnis eines gewaltigen Deutschen durchringen. Und wenn die Welt voll Teufel

wär, es muß uns doch gelingen (20.05.), Der Führer hat uns gerufen. Nun werden wir kommen und unser Opfer bringen (08.06.), Völker befreit man nicht durch Nichtstun, sondern durch Opfer (16.08.), Lieber das Leben als die Treue opfern (19.10.), Wer mit seinem Volk nicht Not und Tod teilen will, der ist nicht wert, daß er mit ihm lebe (28.10.), Ein Mann ist nur der, der als Mann sich auch wehrt und verteidigt (18.11.).

Der Unterricht im Fach «Nationalpolitische Stoffe» orientiert sich größtenteils am Kriegsgeschehen, aber auch die Inhalte der anderen Fächer werden darauf abgestimmt. Die deutsche Besetzung Dänemarks und Norwegens am 09. April 1940 führt gleich zu einer Behandlung der beiden Länder im Fach «Erdkunde», der Westfeldzug mit dem Angriff auf Holland und Belgien im kommenden Monat läßt diese im Stoffplan erscheinen, während Frankreich in den ersten drei Juniwochen parallel zur Schlacht um Frankreich behandelt wird. England wird im Oktober bedacht; im Musikunterricht wird «Bomben auf Engelland» gesungen – die Luftschlacht über dem Inselstaat beginnt Mitte Juli.

Die Spalte «Bemerkungen» macht zunehmend deutlich, daß der Krieg auch an der Zivilbevölkerung in Garbsen nicht spurlos vorübergeht. Zwar ist noch nicht von Angriffen die Rede, doch bis zu fünfmal pro Woche ist Fliegeralarm. Wegen der unterbrochenen Nachtruhe beginnt der Unterricht am nächsten Tag zwei Stunden später.

Anfang Juli 1940 wird Lehrer Dahle eingezogen; der Unterricht muß verkürzt werden. Die sonnenabendlichen Wettkämpfe der Hitlerjugend werden ab und zu in den «Bemerkungen» erwähnt, weiterhin z.B. die Arbeit der Schulkinder in den Maulbeerpflanzungen (zur Seidenzucht), Filmvorführungen und der Unterrichtsausfall am 25. Juni wegen des deutsch-französischen und französisch-italienischen Waffenstillstands.

– Im dritten Bericht aus den Jahren 1943/1944 steigert sich der Opferappell in den Wochensprüchen, und – den Wehrmachtsmißerfolgen entsprechend – werden Durchhalteparolen ausgegeben.

Wir sprechen nicht vom Frieden, wir kämpfen dafür, heißt es am 06.09.1943, *Der Erfolg wird nur dem zuteil, der standhaft bleibt und nie die Nerven verliert* am 25.10. Grammatisches Subjekt der Sprüche sind öfter Personalpronomen in der ersten Person (ich/wir), die eine Identifizierung der Schüler erleichtern, wie am 08.11.: *Ich habe gesehen, daß man mit Mut und Willenskraft alles überwindet* oder am 17.01.1944: *Mögen die Zeiten hart werden, wir Deutschen werden noch härter* bzw. am 24.01.: *Alles kann in diesem Kriege möglich sein, nur nicht, daß wir jemals kapitulieren.*

Sicherlich gab es auch unter den Schülern einige, die an den Wochensprüchen vom 20.03. und 15.05.1944 zweifelten: *Alles läßt sich durch Standhaftigkeit und feste Entschlossenheit erzwingen und Je schwerere Aufgaben einem Volke*

gestellt sind, auf eine desto höhere Stufe steigt dies Volk.

Fliegeralarm ist, wie man den «Bemerkungen» entnehmen kann, nicht mehr nur nachts, sondern auch tagsüber während der Unterrichtszeiten, z.B. am 30.03.1944 von 8.10 Uhr bis 11.45 Uhr und manchmal mehrmals täglich. Das Fach «Zeichnen und Werken» wird von Jungvolk-Aktivitäten ausgefüllt.

Es wurde schon angedeutet, daß Hauptlehrer Fellersmann diese Berichte zur Revision bei der Schulaufsichtsbehörde führen mußte – ob sie also ein Spiegel der tatsächlichen Unterrichtsverhältnisse waren oder an ein gefordertes «Soll» angepaßt wurden, läßt sich allein aus der Quelle nicht belegen.

Den Lehrbericht 1940/1941 konnte ich einer ehemaligen Schülerin der Fellersmannschen Klasse zum Vergleich vorlegen. Natürlich konnte sie sich nach 50 Jahren keine einzelnen Stundeninhalte mehr vergegenwärtigen, aber sie wußte beispielsweise noch von der Maulbeerpflanzaktion und konnte sich genau an einen gezeigten Film über den «Stapellauf der Prinz Eugen» erinnern.

Sie erzählte auch Dinge, die nicht im Lehrbericht standen. Fellersmann hatte einen großen Privatgarten und Bienenstände an seinem Wohnhaus gegenüber der Schule. Unkrautzupfen als Strafarbeit für «Nachsitzer», aber auch Anschauungsunterricht zum Fach «Naturkunde» wurden dort praktiziert.

Im Stadtarchiv befindet sich noch ein weiteres Schriftstück von Lehrer Fellersmann, das zwar auch einen Lehrbericht enthält, sich aber von den vorgedruckten Berichten der Volksschule unterscheidet. Es handelt sich um das Berichtbuch der *Ländlichen Berufsschulen Garbsen*, Schuljahr 1938/1939. Es ist ein selbst angelegtes Heft, welches über die Unterrichtseintragungen hinaus namentliche Schülerlisten, Notenspiegel, Versäumnislisten und Abrechnungen (Einnahme von Schulgeld, Ausgaben für Tinte und Kreide, Lehrergehalt, Fachzeitschriften, Reinigung, Feuerung usw.) enthält.

Der Landwirtschaft wurde im Nationalsozialismus eine hohe volkswirtschaftliche und ideologische Bedeutung zugemessen. Bereits 1934–1936 wurden Richtlinien für den Ausbau der traditionell verbreiteten *Ländlichen Fortbildungsschulen* entwickelt⁵.

Nach dem Reichsschulpflichtgesetz vom 06. Juli 1938 war die Landwirtschaftliche Berufsschule Pflichtschule für sämtliche in der Landwirtschaft tätigen Jungen⁶. In Garbsen existierte sie schon eher, denn das Schuljahr 1938 begann nach den Osterferien.

⁵ Vgl. Harald Scholtz, *Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz*. Göttingen 1985 (= Kl. Vandenhoeck-Reihe, 1512). – Die traditionelle Berufsausbildung im Agrarbereich behandelt Rudolf Dick, *Die niedersächsischen Bauern und ihre berufsbildenden Schulen seit Anfang des 19. Jahrhunderts*. Hildesheim 1963

⁶ Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (Hg.), *Erziehung und Unterricht in den landwirtschaftlichen Berufs- und Fachschulen*. Langensalza 1940

Der Statistik von Hauptlehrer Fellersmann können wir entnehmen, daß der Unterricht in Garbsen 157 Stunden umfaßte; von April bis Juni fand der Unterricht einmal wöchentlich statt, ruhte den Sommer über und wurde in den Wintermonaten zweimal wöchentlich erteilt.

Für insgesamt elf Schüler im Alter von 14 bis 17 Jahren lehrte Fellersmann die Fächer «Landwirtschaftlicher Unterricht», «Völkischer Unterricht», «Schriftwerk» und «Rechnen».

Schon im Lehrbericht des Schuljahres 1940/1941 sahen wir, daß Fellersmann gerne einen bestimmten Stoff in mehreren Fächern thematisierte. Auch im hier vorliegenden Bericht bestreitet er mit Zahlen des Reichsparteitags den Rechenunterricht, das Fach «Landwirtschaft» mit den «Kolonien als Lieferanten eiweißhaltiger Futtermittel» und bringt in «Schriftwerk» einen Text über die Bedeutung der Kolonien.

Unterrichtszeit und Schulfächer orientieren sich an den Richtlinien und Empfehlungen des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Die Ausbildung war auf zwei Jahre angelegt. In diesen Richtlinien⁷ werden wesentliche Unterrichtsinhalte und Lernziele benannt, die hier in Auszügen zitiert werden sollen:

«Landwirtschaftlicher Unterricht: Aufgabe ... ist es, die bei der Landarbeit gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnisse zu ergänzen, zu vertiefen und zu ordnen. Der Schüler soll von der Bedeutung überzeugt werden, die seine landwirtschaft-

liche Arbeit für den Betrieb sowie für den Fortbestand und den Aufstieg des ganzen Volkes hat, diese Überzeugung soll ihn mit Arbeitsfreude, Arbeitsstolz und Arbeitsverantwortung erfüllen ...» (S. 16).

Von einer tiefergehenden naturwissenschaftlichen Unterweisung soll abgesehen werden, vielmehr soll

«der Unterricht ... die Besprechung der Arbeiten, die der Schüler in seinem Beruf auszuführen hat, umfassen. Dabei erhalten diese Arbeiten ihre naturgesetzliche, arbeitswirtschaftliche und völkische Begründung ...» (S. 18).

Was unter dem zu verstehen ist, was heute «Blut- und Boden-Ideologie» genannt wird, zeigt die Lernzielformulierung des Nationalpolitischen Unterrichts:

(Er) «hat die Aufgabe, das in jedem deutschen Menschen als Erbgut langer Geschlechterfolgen vorhandene Gefühl der Bindung an den Boden zu stärken und zur Heimatliebe zu erweitern und zu vertiefen. ... (Er soll) klare Erkenntnisse über den Aufbau des Großdeutschen Reiches ... schaffen, den Willen des Einzelnen zur Volksgemeinschaft hin ... wenden, berechtigten Stolz auf die eigene Leistung ... wecken und das Gefühl der Verpflichtung für das Volksganze ... stärken und ... vertiefen. (S. 23 f.)

⁷ Die im folgenden genannten Seitenzahlen beziehen sich auf die Ausgabe von 1940 (wie Anm. 6).

Die Methode soll «Erlebnisunterricht» sein. Der Lehrer soll fesselnd vorlesen und vortragen und besonders politische Tagesereignisse in den Unterricht einbeziehen. Zur Stoffauswahl stehen Themen wie «Bauerntum und Heimat» und «Kampf des Führers um das Großdeutsche Reich».

Die Fächer «Schriftwerk» und «Rechnen» bekommen eine eher nebengeordnete Bedeutung zugewiesen; sie sollen möglichst gar nicht als eigenständige Fächer behandelt werden, sondern in den Unterricht eingeflochten werden, wie Fellersmann es z.B. mit den «Zahlen zum Reichsparteitag» praktiziert. In den Empfehlungen des Reichsministeriums werden neben Berechnungen des Futterbedarfs für den Winter und zu Leistungen in der Kleintierhaltung auch «Kosten für Erbkrankte und Fürsorgezöglinge» (S. 32) vorgeschlagen.

Anhand der Schülerliste konnte auch hier ein Zeitzeuge ermittelt werden, der am Fellersmannschen Unterricht dieses Jahrgangs teilgenommen hat. Er wohnte damals in Havelse und bewirtschaftete den mütterlichen Bauernhof; der Vater war schon einige Jahre vorher gestorben. Er genoß schon nicht mehr das uns heute fast selbstverständliche Privileg einer Jugend, die allein für die Ausbildung reserviert war, sondern trug als 16-jähriger bereits schwere Verantwortung. An den Besuch der Ländlichen Berufsschule schlossen sich unmittelbar der Kriegseinsatz und eine vierjährige Kriegsgefangenschaft an.

Bei meiner ersten telefonischen Kontaktaufnahme konnte er sich zunächst gar nicht erinnern, die

Schule je besucht zu haben. Erst nach auszugsweiser Lektüre des alten Klassenbuchs kamen einige wenige Erinnerungen wieder.

Nur an einen einzigen Mitschüler konnte er sich erinnern; die neun weiteren Namen sagten ihm gar nichts. Der Schulweg mit dem Fahrrad blieb weiterhin im Gedächtnis haften. Daß er etwas über Landwirtschaft dort gelernt hatte, bezweifelte er, denn seines Erachtens hatte Lehrer Fellersmann davon keine Ahnung.

Bei diesem Zeitzeugen haben die prägenden Kriegs- und Nachkriegserlebnisse die verhältnismäßig kurze und unbedeutende Zeit (nur etwa 160 Unterrichtsstunden) fast vollständig überdeckt. Hier von «Verdrängung» im psychologischen Sinne zu sprechen, wäre angesichts der Unwichtigkeit dieser Ausbildung für den weiteren Lebensweg des Zeitzeugen abwegig.

Ausblick: Das Thema der nationalsozialistischen Schulerziehung ist in diesen Ausführungen angerissen, aber längst nicht erschöpfend behandelt worden. Weitere Zeitzeugenbefragungen und die Analyse weiterer Aktenbestände könnten beispielsweise folgen. Ebenso könnte versucht werden, die Situation in anderen Schulen des heutigen Garbsener Stadtgebietes zu untersuchen.

Ziel soll nicht sein, betreffende Lehrer nachträglich wegen ihres «systemkonformen» Unterrichts zu verurteilen – dazu erfahren wir ohnehin zu wenig über sie – sondern die gesellschaftlichen Zusammenhänge und deren Auswirkungen für die Zukunft – unsere Gegenwart – zu erkennen und zu begreifen.